εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020
Zukunft des Christentums

Vorschau 1 | 2021

Resilienz

Archiv

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum
Monika Zulawski

In Zukunft Elite
Thies Gundlach

„Was nun, Herr Bischof?“
David Gutmann/Fabian Peters

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt
Erik Händeler

Jenseits von Wirtschaft und Politik
Christian Spieß

Universalethik und das Evangelium
Erik Händeler

Die Mystische Kirche
Sabine Bobert

Megatrends und die Zukunft der Kirche
Jonas Bechtold

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum
Judith Klaiber

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft
Monika Kling-Witzenhausen

„Räume des Glaubens eröffnen“
Daniel Born

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Angela Reinders

Aktuelles Projekt
Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie
Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich
Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte
Tell me more – auch per Video
Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen
Kirche wohin?
Weltverbesserung im Kleinen
Pastoral am Puls
In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Dr. Markus-Liborius Hermann ist Referent für Evangelisierung und missionarische Pastoral in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

am Ende eines von besonderen Herausforderungen geprägten Jahres stellen wir in dieser euangel-Ausgabe Zukunftsfragen. Angesichts der Corona-Pandemie haben viele Begrifflichkeiten und Kategorisierungen unsere Debatten geprägt und prägen sie noch immer. Ein zentraler Begriff war und ist der der „Systemrelevanz“. Ob eine Branche darunter gezählt wird oder nicht, kann über Wohl und Wehe entscheiden. An diesem Begriff entzündete sich auch die Debatte darüber, ob, wie und für wen das Christentum und die Kirchen (überhaupt noch) relevant sind. Auch wenn es in der damaligen Planung nicht absehbar war, ist das Thema *Zukunft des Christentums* so auf neue Weise aktuell. Für die Frage, unter welchen Bedingungen und auf welche Weise wir morgen glauben werden sowie warum und wozu Kirche sein soll, kann ein Gedanke des Schriftstellers *Alfred Andersch* (1914–1980) Orientierung geben, der auch in der Zukunftswissenschaft Eingang gefunden hat:

> „Die Zukunft wird der Gegenwart sehr viel ähnlicher sein, als wir heute noch denken; aber die Gegenwart ist schon sehr viel anders, als wir sie heute wahrnehmen.“

Um einen Ausblick in die Zukunft des Christentums zu wagen, haben wir in der aktuellen euangel-Ausgabe unterschiedliche und differenzierte Wahrnehmungen der gegenwärtigen Situation versammelt, um so – in der Hoffnung, zumindest Konturen deutlich werden zu lassen – einige Schlaglichter zu werfen.

Den Auftakt macht *Monika Zulawski*, die aus der Perspektive der Transformationsforschung auf das in ihren Augen sinnstiftende Narrativ des Christentums blickt und angesichts aktueller Krisen die Zeit gekommen sieht, um für alte, zeitbedingte und nicht mehr verständliche Fragmente dieses Narrativs neue Fragmente zu suchen und diese in die Breite der Gesellschaft zu tragen.

Der Vizepräsident des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), *Thies Gundlach*, entwirft Visionen einer Kirche von morgen, die Prozesse des Rückbaus und des Kleinerwerdens nicht nur organisiert, sondern sie als theologisch-spirituelle Herausforderung und Chance verstehen will. *David Gutmann* und *Fabian Peters*, die Autoren der Studie „Projektion 2060“ des Forschungszentrums Generationenverträge der Universität Freiburg zur langfristigen Entwicklung der Kirchenmitgliedschaft und des Kirchensteueraufkommens in Deutschland („Freiburger Studie“), liefern einen Überblick über Reaktionen zu den Studienergebnissen seitens der katholischen Kirchenleitungen.

Der Wirtschaftsjournalist und Zukunftsforscher *Erik Händeler* sieht demgegenüber im neuen Aushandeln der Interessen des Einzelnen und des Gemeinwohls in der digitalisierten Wissensgesellschaft eine Chance für das Christentum, die über partikulare Interessen hinausgehen und so Wohlstand sichern könnte. Eine kritische Auseinandersetzung mit Händelers Ansatz findet sich nachfolgend bei *Christian Spieß,* Professor für Christliche Sozialwissenschaften an der Katholischen Privat-Universität Linz, der sich dagegen ausspricht, das Evangelium in den Dienst ökonomischer Systemrationalität zu nehmen. Im Anschluss haben wir Händeler noch einmal die Gelegenheit gegeben, auf Spieß’ Einwände zu reagieren.

Die evangelische Theologin *Sabine Bobert* propagiert eine neue Reformation des Christentums unter Rückgriff auf die Mystik und

auf monastische spirituelle Traditionen der Meditation und Kontemplation. Sie votiert für eine „Mystische Kirche“, welche sich in einer Wahrnehmungsschulung und einer Öffnung für das Leben als *„emerging church“* Bahn bricht. Im Anschluss wagt *Jonas Bechtold,* Leiter des Referats Statistik und Pastoral im Seelsorgeamt des Bistums Limburg, ein Gedankenexperiment zum euangel-Thema mit Hilfe der Theorie der Megatrends. Die Pastoraltheologin *Judith Klaiber* nähert sich der Frage nach der Zukunft des Christentums auf zwei Pfaden: zum einen aus der Perspektive religionssoziologischer Diskurse, die eine zunehmende Pluralisierung und Säkularisierung von Religion konstatieren, zum anderen mithilfe von Methoden der Extrapolation von Zukunft. Für die Kirche zeigen sich für sie damit krisenhafte Strukturschwächen, die bislang noch kaum zukunftsfähig bearbeitet worden sind. Die Stuttgarter Theologin und Seelsorgerin *Monika Kling-Witzenhausen* schlägt nach einer Analyse der kirchlichen Erosionsprozesse eine Option für die Suchenden in der Pastoral vor, die die „Leutetheologien“ der Menschen ernst nimmt und die Frage nach dem Wozu von Kirche nicht scheut. *Daniel Born* stellt auf dem Hintergrund der Frage nach Kirchenentwicklung das 2019 vom Bonifatiuswerk initiierte Förderprogramm *Räume des Glaubens eröffnen* vor. Zur Abrundung des Schwerpunktes geht *Angela Reinders* anhand der Dimensionen Denken, Erfahren, Handeln und Feiern den Erfahrungen des Auseinanderdriftens in der katholischen Kirche nach und schlägt von dort eine Brücke zur Kirchenentwicklung.

Die Frage nach der *Zukunft des Christentums* hat am Beginn des Kirchenjahres immer einen eigenen Charakter, da hier auf besondere Weise der Blick auf Gottes Heilshandeln in der Geschichte gelenkt wird. Diese Perspektive erinnert auch an das Motto des Besuchs von Papst Benedikt XVI. in Deutschland im Jahr 2011: „Wo Gott ist, da ist Zukunft“. In diesem Zusammenhang hatte der Papst in dem von ihm gesprochenen *Wort zum Sonntag* am 17.9.2011 erläutert, dass es bei der Reise darum gehen sollte, „dass Gott wieder in unser Blickfeld tritt, der so oft ganz abwesende Gott, dessen wir doch so sehr bedürfen“. Hierfür ist die Sehnsucht des Menschen als auch seine „Wahrnehmungsfähigkeit für Gott“ bedeutsam, die in dieser Advents- und Weihnachtszeit, die vermutlich bei vielen so ganz anders als sonst verbracht werden wird, wieder neu entwickelt und eingeübt werden kann: Gott zeigt sich, er kommt uns in Jesus, dem Christus, nahe, er ist „mit uns“ und eröffnet Zukunft, seine Zukunft. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest!

Ihr

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Sinnstiftende Erzählungen und ihre Rolle für die Zukunft des Christentums – eine Perspektive der Transformationsforschung

Dr. Monika Zulawski ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung (IZT) und Vorsitzende des Pfarrgemeinderates in St. Ludwig in Berlin.

Aus der Perspektive der Transformationsforschung blickt Monika Zulawski auf das große sinnstiftende Narrativ des Christentums. Sie begründet seine Langlebigkeit im Anschluss an den jüdischen Religionsphilosophen Walter Homolka mit der Figur von Jesus Christus und dem Evangelium selbst. Angesichts aktueller Krisen sieht sie das Momentum gekommen, um für alte, zeitbedingte und nicht mehr verständliche Fragmente des Narrativs neue Fragmente zu suchen und diese in die Breite der Gesellschaft zu tragen. Auf diese Weise, so ist sie überzeugt, eröffneten sich Zukunftschancen.

Erzähl mir eine Geschichte …

„Erzähl mir eine Geschichte …“ – zum Beispiel die vom Rotkäppchen und dem bösen Wolf. Erzähl mir die Geschichte und ich werde den Wolf ausrotten, weil du sagst, er sei böse. Erzähl mir die Geschichte, und noch Generationen später werden alle glauben, dass der Wolf böse ist. Es wird schwer sein, Menschen vom Gegenteil zu überzeugen. Außer, du erfindest eine Geschichte, die die alte in den Schatten stellt. Und selbst wenn: Werden wir dann alle zu Wolfrettern? Oder wird es uns egal sein, weil die Natur uns inzwischen fremd geworden ist?

Eine Geschichte zu erzählen mag durchaus der Beginn einer großen Bewegung sein. Und wenn wir auf die Vergangenheit schauen, werden wir viele solcher Geschichten – auch Narrationen genannt – finden: große Geschichten, die globale oder nationale Historie schrieben; kleine Geschichten, die regional oder gruppenbezogen wirkten. Schöne Geschichten wie die vom „amerikanischen Traum“; schreckliche Geschichten wie die zur Zeit des Nationalsozialismus. Geschichten, die sich ausbreiteten und motivierten, die Botschaften transportierten, Zeitgeist schufen und – wenn sie wirklich gut waren – von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Auch dann, wenn die Rahmenbedingungen sich veränderten, wenn am ursprünglichen Motiv nicht mehr viel dran war. Sie charakterisieren die Zeit, in der sie lebendig waren, und werden nicht selten erst rückblickend als solche erkannt.

Seit den 1990er-Jahren werden diese Geschichten – oder vielmehr deren Quintessenzen – als Narrative bezeichnet. Es handelt sich um sinnstiftende Erzählungen, die – zum richtigen Zeitpunkt platziert, wie etwa Angela Merkels „Wir schaffen das“ oder Barack Obamas „Yes, we can“ – durchaus das Potenzial haben, zumindest zeitweilig unsere Kultur zu prägen und unser Handeln zu bestimmen. Politik, Wirtschaft und Wissenschaft haben den Wert von Narrativen erkannt und die eine oder andere Geschichte erfunden – sei es als Unternehmensphilosophie, als politische Vision oder wissenschaftliche Theorie. Und trotzdem: Eine politische Agenda, ein wirtschaftliches Ziel, eine wissenschaftliche Erkenntnis in ein Narrativ zu übersetzen und lebendig zu machen, gelingt in den meisten Fällen nicht. Weil nach allgemeinem Verständnis Narrative nicht entwickelt werden können, sondern in und aus der Gesellschaft heraus geboren werden. Etwa die Bewegung „Fridays for Future“, die – von einer einzelnen Person ins Leben gerufen – zu einem globalen Beben wurde und deren Narrativ mit dem Symbol des „brennenden Hauses“ inzwischen zur politischen Agenda geworden ist: „Ich will,

dass ihr in Panik geratet!“

Narrative als sinnstiftende Erzählungen

Verstehen wir Narrative als sinnstiftende Erzählungen, die ohne viele Worte auch komplexe Zusammenhänge wiedergeben können, darf man sie als den Kitt ansehen, der unsere Gesellschaft zusammenhält. Narrative können zum einen gesellschaftliche Debatten strukturieren und richtungsweisend wirken, zum anderen auf individueller Ebene ein Kompass sein, wenn es um persönliche Entscheidungen oder grundlegende Lebenseinstellungen geht. Freie Marktwirtschaft, die Freiheit des Einzelnen, Nachhaltigkeit, Digitalisierung, Demokratie gehören zu den aktuellen Narrativen – oder könnten zumindest im Nachhinein als solche identifiziert werden. Narrative können sich gegenseitig beeinflussen und – so hat uns die jüngste Vergangenheit gelehrt – durch kurz- und langfristige Krisen bedroht sein oder gar von anderen Narrativen abgelöst werden. Die Transformationsforschung hat gezeigt, dass es in ruhigen Zeiten schwer ist, ein Narrativ aufzugeben und ein neues zu schaffen. Wir sprechen von einer Pfadabhängigkeit, die solange bestehen bleibt, bis man gezwungen ist, diese zu hinterfragen. Krisen – gesellschaftliche wie individuelle – sind dagegen Zeitpunkte, die uns zwingen, eingeschlagene Wege zu hinterfragen, und sind oftmals die Geburtsstunden neuer Narrative.

Für die Bedeutung eines Narratives ist zumindest zum Zeitpunkt seiner Geburt entscheidend, ob und in welcher Weise es einen konkreten Alltagsbezug bietet, ob es ein Bedürfnis anspricht und – wenn ja – inwieweit es in die individuelle Lebensführung der Zielgruppe passt. Entsprechend müssen Narrative zunächst fragmentieren, in einzelne, kontextbezogene Aspekte zerfallen, auf die individuelle Ebene heruntergebrochen und aus dem eigenen Alltag heraus interpretiert werden können, bevor sie gesellschaftlich akzeptiert, verallgemeinert und nicht mehr infrage gestellt werden. Es mag daran liegen, dass wir aus der Gegenwart heraus und in die Zukunft gerichtet versuchen, Narrative zu identifizieren und zu formulieren, dass sich gegenwärtig lediglich eine Vielzahl von Mikronarrativen ausmachen lässt. Diese werden zusammengefasst und möglicherweise erst rückblickend als Fragmente großer Narrative identifiziert. So ernährt sich beispielsweise eine noch vergleichbar kleine Zahl von Veganern und Vegetariern aus unterschiedlichen Motiven gemüsebasiert. Möglicherweise werden diese rückwirkend als Fragmente einer großen Bewegung identifiziert, deren Narrativ der Klima- und Umweltschutz ist. Umgekehrt lässt sich dies auch auf den Erhalt alter, etablierter Narrative übertragen: Damit ein Narrativ fortbesteht und nicht durch ein anderes abgelöst wird, muss es in seinen Fragmenten wandelbar sein, seinen Mehrwert und seine Gültigkeit auch dann konkret werden lassen, wenn sich Rahmenbedingungen verschieben. Es müssen sich neue, passende Fragmente finden, die im Alltag bestimmter Zielgruppen eine Rolle spielen. Wurde beispielsweise die demokratische Staatsform der westlichen Welt Jahrzehnte lang nicht ernsthaft infrage gestellt – was sich in tendenziell niedriger Wahlbeteiligung bemerkbar machte –, wird sie heute als zunehmend bedroht angesehen und die Wahlbeteiligung steigt wieder. Möglich, dass dahinter diverse Fragmente des Narratives Demokratie stecken, die einzelne Individuen einer Gesellschaft an die Wahlurnen treibt: etwa die Unzufriedenheit mit der aktuellen Politik, um bewusst eine Person zu erhalten oder zu verhindern, aus der Sorge um die Mitbestimmung, aus Angst vor einer Situation wie in anderen Ländern der Welt, durch Druck von Freunden und Familie oder als bewusster Beitrag für die Zukunft der kommenden Generationen.

Gefördert wird die Vielzahl der Fragmente zum einen durch eine zunehmend bunte Gesellschaft, in der alle Lebensformen akzeptiert und anerkannt sind, in der es nicht mehr ein Richtig und ein Falsch gibt, in der kulturelle Aspekte nebeneinanderstehen dürfen (und sollen!). Uns steht eine Vielzahl der Möglichkeiten zur Verfügung und nahezu alles ist möglich – sei es im Konsum, in Bezug auf die Lebensweise oder mit Blick auf die Zukunft eines Individuums. Gleichzeitig werden wir gezwungen, Prioritäten zu setzen, müssen abwägen und in Dilemmasituationen wählen – etwa zwischen der in Folie verpackten Gurke aus biologischem Anbau und der unverpackten,

aber konventionell produzierten Gurke. Wir müssen Dinge billigen, die wir eigentlich ablehnen – etwa beim Kauf eines Smartphones oder bei der Wahl eines Automobils. Zum anderen ist – nicht zuletzt bedingt durch die Digitalisierung unserer Informationswege – global ein intensiver Austausch möglich. Wir erfahren Dinge, die wir früher nicht erfahren hätten, können Behauptungen hinterfragen und uns informieren, sogar ohne das Haus zu verlassen, andere Länder und Sitten kennenlernen und dieses Wissen – bewusst oder unbewusst – in unseren Alltag integrieren. Was der eine für sich als vertretbar ableitet, wird die andere möglicherweise als falsch ansehen. Narrative geben Orientierung, Fragmente lassen sie lebendig werden.

Alte Fragmente des christlichen Narratives

Betrachten wir die vergangenen zweitausend Jahre der europäischen Geschichte, werden wir kaum ein langlebigeres und beständigeres *Narrativ* in unserer Gesellschaft finden als das *des auferstandenen Christus*. Der Ursprung dieses Narratives – der Glaube an einen Schöpfer – ist sogar noch einige Tausend Jahre älter und darf in seiner Interpretation durch das Christentum, das Judentum und den Islam diesen Anspruch auch im globalen Kontext erheben. Und das, obwohl die den Glauben propagierenden Institutionen, zu deren primären Aufgaben die Streuung und Weitergabe eben dieser Narrative gehört, auf sehr bewegte und phasenweise düstere Zeiten zurückblicken. Wo das Narrativ im Kern unverändert zweitausend Jahre oder mehr überstand, hat die Institution Kirche sich mehrfach gewandelt und befindet sich – wie unsere Gesellschaft auch – weiterhin im ständigen Wandel. *Walter Homolka* bezieht sich auf Adolf von Harnack und *begründet die Langlebigkeit des christlichen Narratives mit der Figur von Jesus Christus und dem Evangelium selbst: das überzeitliche der Botschaft (das Narrativ!) selbst blieb bestehen, während das Zeitbedingte der Person Jesu (in Form von Fragmenten) sich gewandelt hat – und sich auch heute noch wandelt* (vgl. Homolka 2020, 83). Aber wandelt es sich schnell und flexibel genug, um mit dem beschleunigten Wandel unserer Gegenwart mithalten zu können? Welche Quintessenzen werden transportiert und welche Fragmente lassen sich davon ableiten?

Betrachten wir zunächst das Narrativ und die alten Fragmente, in die das Christentum in der europäisch geprägten Gesellschaft zerfällt bzw. zerfiel. Das wichtigste Versprechen des Christentums ist ohne Zweifel die Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben nach dem Tod. Dieses eigentliche Narrativ ist heute durchaus noch gefragt. Spätestens beim Verlust eines lieben Menschen finden viele Trost in der Hoffnung auf ein Wiedersehen am Ende des eigenen Lebens. In schwerer Krankheit und im Alter ist das Narrativ eine Option, auf die sich viele beziehen, und es wird seine Bedeutung – vorausgesetzt, die Überlieferung von Generation zu Generation wird gewährleistet – nicht ohne weiteres verlieren.

Anders steht es um die Fragmente des Narratives. Das Versprechen des gedeckten Tisches malt das tröstende Bild eines Festmahls, wo es an nichts fehlt, Kummer und Sorgen, Krankheit und Schmerz nicht mehr sind. Dieses Fragment der Verheißung hat gegenwärtig global ganz unterschiedliche Bedeutung. Landwirtschaftliche Überproduktion und ergänzende Lebensmittelimporte sorgen in der westlich geprägten Welt für stets gefüllte Supermarktregale; ausgezeichnete medizinische Versorgung und Medikamente lindern körperliche Leiden. Was also bringt das Versprechen, wenn wir bereits den Himmel auf Erden haben und diese Sehnsucht nicht bedient werden muss, ja nicht mal nachvollziehbar ist? Dieses Fragment mag eine der Erklärungen sein, warum in den Ländern des globalen Südens dem christlichen Narrativ mehr Bedeutung beigemessen wird als etwa in West- und Mitteleuropa. Hier fehlt der Bezug zum Alltag, das Fragment spielt keine Rolle mehr, es bietet – wenn auch aus christlicher Perspektive nicht nachvollziehbar – keinen Mehrwert.

Ähnliches mag für viele biblische Gleichnisse gelten. Mögen sie in früherer Zeit notwendige Wegweiser gewesen sein: Heute gelten viele ihrer Schlussfolgerungen als Ausdruck guter Erziehung – oder als Idealbilder, die nicht in den Alltag passen. Das Gleichnis selbst ist nicht mehr nötig, es wurde aus dem Kontext genommen,

in andere Lebensbereiche integriert und geht in einem anderen Narrativ auf.

Auch das alte Fragment vom Fegefeuer und dem Teufel in der Hölle, der auf jeden von uns wartet, der den Glauben infrage stellt, ist heute weit überholt. Angst ist kein Glaubensmotiv mehr, ganz im Gegenteil: Wenn Christus für jeden von uns am Kreuz gestorben ist, spielt es doch eigentlich keine Rolle mehr, ob ich glaube oder nicht. Denn, so ein – vielleicht oberflächliches – Fragment: Wenn es Gott gibt und Jesus uns bereits erlöst hat, dann haben wir alle ein Leben nach dem Tod. Wenn nicht, dann habe ich mir zumindest keine falschen Illusionen gemacht.

Neue Fragmente des christlichen Narratives

Für die Zukunft des Christentums wird es daher entscheidend sein, ob es neue Fragmente findet, die ein Bedürfnis bedienen, eine Sehnsucht ansprechen oder einen Mehrwert darstellen – und ob es Wege findet, diese in die Gesellschaft zu tragen. Der Glaube an ein Leben nach dem Tod mag aus sich heraus berechtigt sein und wird sicherlich auf die eine oder andere Weise Platz in der Gesellschaft haben, wenn auch individueller und vielfältiger, vielleicht auch unpräziser oder orientierungsloser, ohne gesellschaftlichen Rahmen und ohne feste Rituale, weniger christlich und schon gar nicht katholisch. Anders dagegen steht es um die Daseinsberechtigung der alten Kirchen, zu deren Aufgaben in erster Linie die Verkündigung des Evangeliums gehört, die aber auch den Rahmen vorgeben und Rituale anbieten, um den Glauben zu begleiten, seine Präsenz sicherzustellen und Orientierung zu geben. In Ländern des globalen Südens, die von Armut geprägt sind, mag dies mit den alten Fragmenten noch möglich sein, für die Wohlstandsgesellschaft aber braucht es eine Neuauflage. Es sollte die Aufgabe der Kirchen sein, diese zu suchen und in die Breite der Gesellschaft zu bringen, nicht zuletzt um ihrer eigenen Existenz willen. Angesichts der zurückgehenden Mitgliederzahlen und der abnehmenden Zahl der Kirchenbesucher – und das konfessionsübergreifend – sollten sich Kirchen die Frage stellen, ob sie noch die richtigen Geschichten erzählen, ob die Fragmente noch ansprechend sind und wo das Alleinstellungsmerkmal der Kirche ist, wenn Glaube auch ohne Kirche stattfinden kann oder in einer der vielen – auf individuelle Bedürfnisse ausgerichteten! – Freikirchen eine Heimat findet.

Sowohl die Kirche im Großen als auch die Christinnen und Christen selbst tun gut daran, sich zunächst selbst zu hinterfragen. Das hat Papst Franziskus erkannt und mit seinen Enzykliken auf das hingewiesen, wo es bei Christinnen und Christen hapert. Damit hat er keine neuen Fragmente des Christentums bzw. des Monotheismus in die Gesellschaft transportiert, vielmehr hat er – zumindest mit *Laudato si'* – ein gesellschaftliches Narrativ für Christinnen und Christen fragmentiert. Er bietet anstelle des schwer greifbaren Begriffes der Nachhaltigkeit das Bild von der „Sorge um das gemeinsame Haus“ an. Damit weist er die Mitglieder seiner Kirche auf ihre Pflicht hin und stellt so deren Dringlichkeit in den Vordergrund. Denn, so adressiert er es selbst: Nachhaltigkeit im Sinne einer enkelgerechten Lebensweise ist dem Christentum eigen – oder sollte es sein –, hat dem Glauben zufolge doch Gott der Schöpfer die Welt geschaffen und uns diese geschenkt. Eine enkelgerechte Lebensweise ist folglich die gelebte Interpretation des ältesten Narratives der Welt und daher ohne Weiteres christliche Pflicht. Sowohl die Christen als auch die Kirche als das Narrativ propagierende Institution tun daher gut daran, ihre Strukturen dem Prinzip der Nachhaltigkeit folgend auszurichten, schon um auch in Zukunft ihre Glaubwürdigkeit zu behalten. Und dies beginnt vor der eigenen Kirchentür in den Gemeinden, etwa in der Beschaffung der Verbrauchsgüter, beim Bezug der Energie, im Umgang mit den Generationen oder den personellen wie finanziellen Ressourcen. Von der Schöpfung zu erzählen und gleichzeitig billigen Kaffee und billiges Grillgut bei Gemeindefesten anzubieten, verträgt sich nicht und ist doch in vielen Gemeinden immer noch Realität. Das aktuelle Narrativ der Nachhaltigkeit sollte es Christinnen und Christen einfacher machen, den biblischen Auftrag zu erfüllen, stellt doch die Gesellschaft selbst diese Bedürfnisse zugunsten der Nachhaltigkeit hinten an oder kann die Argumente zumindest

nachvollziehen. Papst Franziskus hält mit der Enzyklika seinen Schafen einen Spiegel vor und diese tun gut daran, Konsequenzen daraus zu ziehen.

Auch mit der Besinnung auf Nächstenliebe in seiner neuesten Enzyklika *Fratelli tutti* greift Franziskus ein Tausende Jahre altes Fragment des christlichen Narratives auf, das gesamtgesellschaftlich in Vergessenheit geraten ist. Vorsichtig platziert er es als das „Gegennarrativ" zu Digitalisierung, Globalisierung und Neoliberalismus. Die Allgemeingültigkeit dieses „Leitbildes" hat ihm bei aller Berechtigung der Inhalte bisweilen die Kritik der fehlenden Fokussierung eingebracht. Er bietet einen Kompass für den Alltag und für das Weltgeschehen. Es mag ihm durchaus gelingen, seine Institution danach neu auszurichten und neue Fragmente für das monotheistische Narrativ aufzuzeigen. Neue Fragmente für das christliche Narrativ schafft er damit nicht. Im Gegenteil: Die Zahl derer, die ihn als weisungsbefugt anerkennen und nach seinen Worten handeln, schwindet mit Blick auf die weniger werdenden Gottesdienstbesucher in deutschen und anderen europäischen Kirchen weiter. Diese Menschen holt er mit dem Sonnengesang der heiligen Franz von Assisi nicht zurück.

Erzwungene Transformation und ihre Chance

Es scheint, als wäre Papst Franziskus mit Selbstverwaltung beschäftigt. Er räumt in seiner eigenen Institution auf. Nachhaltigkeit, Nächstenliebe, Umgang mit der Macht, die Rolle der Frau, Toleranz gegenüber gleichgeschlechtlicher Liebe … – die Liste ist lang; zu lange hat die Kirche sich auf eine starke Basis verlassen und in Jahrhunderte alten Strukturen gelebt – unreflektiert, sich selbst gegenüber unkritisch und vor allem pfadabhängig. Nun wird sie mit einer starken Konkurrenz konfrontiert. In der säkularen Welt übernehmen Kommunen und Privatwirtschaft viele Funktionen der Kirche. Auch wenn beispielsweise karitative Einrichtungen nach wie vor als wichtig erachtet werden, so sind sie inzwischen doch (nur?) eine Dienstleitung unter vielen Angeboten. Wenn das begleitende Angebot aber zur Nebensache wird, rückt das Eigentliche, rückt die Existenzbasis in den Mittelpunkt: Wie steht es um die Kirche und wie um die Geschichten, die sie erzählt? Es lässt sich schwer ausmachen, ob es der Druck der gesellschaftlichen Narrative ist, der diese Reflexion herausfordert, oder ob es die Christen und Christinnen selbst sind, die ihren roten Faden verloren haben.

Der Zustand einer Selbstverwaltung oder Selbstbeschäftigung ist – so zeigt die Erfahrung – auch Ausdruck einer tiefen persönlichen oder institutionellen Krise. Ein eingeschlagener Weg führt nicht weiter und muss hinterfragt werden. Der Transformationstheorie zufolge ist das der Zeitpunkt, wo Pfadabhängigkeiten aufgelöst und neue Narrative geboren werden können. Für die Kirche ist der aktuelle Zustand folglich eine Chance, neue Fragmente für zwei sehr alte und ohne Frage sehr gute Narrative zu finden. Bisher ist es ihr immer wieder gelungen, ihre Rolle in der Gesellschaft zu finden und zu festigen. Warum also nicht auch im 21. Jahrhundert? Es ist ein langer Weg, der bei den Menschen selbst anfängt und heute die Vielzahl der Lebensformen und Einstellungen, der Fragen und Erwartungen berücksichtigen muss. Auch auf die Gefahr hin, zunächst das Einheitliche, Katholische zu verlieren – aber mit der Chance, rückwirkend in den vielen Fragmenten ein neues, zeitgemäßes kirchliches, vielleicht sogar wieder ein katholisches Narrativ zu erkennen. Es wäre schade, wenn es ihr nicht gelingt.

Literatur

Homolka, Walter, Der Jude Jesus – eine Heimholung, Freiburg im Breisgau 2020.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Enzyklika Laudato si' von Papst Franziskus über die Sorge für das gemeinsame Haus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 202), Bonn ^{4}2018 (alle Internetquellen abgerufen am 1.12.2020).

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Enzyklika Fratelli tutti von Papst Franziskus über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 227), Bonn 2020.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

In Zukunft Elite

Visionen einer Kirche von morgen

Das Forschungszentrum Generationenverträge in Freiburg prognostizierte einen Rückgang der kirchlichen Mitglieder um 50 % bis 2060. Wie kann eine Kirche geistlich mit derartigen Prozessen des Rückbaus umgehen und das Kleiner-Werden nicht nur organisieren, sondern als spirituelle Herausforderung und Chance verstehen?

Dr. Thies Gundlach ist Vizepräsident des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und Leiter der Hauptabteilung Kirchliche Handlungsfelder und Bildung.

Wie könnte unsere Kirche im Jahre 2060 aussehen? Dieser Frage will ich im folgenden Text mit Hilfe der Theorie von der dreifachen Präsenz des Christentums in der Moderne nachgehen. Dabei meint *individuelles Christentum* die persönlich gelebte Spiritualität und Frömmigkeit. Darunter fällt beispielsweise, dass Menschen am Morgen und Abend beten, dass sie die Bibel lesen und die Lieder des Gesangbuches singen können, dass sie Luthers Kleinen Katechismus, Psalm 23 und ähnliche Traditionsstücke auswendig können.

Öffentliches Christentum spiegelt sich in den öffentlichen Feiertagen von Ostern bis Fronleichnam, es findet Ausdruck in den staatlichen Fakultäten der wissenschaftlichen Theologie, in der grundgesetzlich garantierten Sonn- und Feiertagsordnung, im spezifischen Charakter der Trennung und Zuordnung von Staat und Kirche und im öffentlichen Handeln der Diakonie.

Als drittes gibt es das *kirchliche Christentum* mit seinen Gemeinden, seiner Leitung und Verwaltung, seinen Gottesdiensten und Amtshandlungen, seinem Unterricht und seiner Seelsorge und vielem mehr. Man könnte die Verbindung dieser drei Christentümer parallel zu dem berühmten Böckenförde-Zitat formulieren: Das individuelle und das öffentliche Christentum leben von Voraussetzungen, die sie selbst nicht garantieren können, sondern nur das kirchliche Christentum. Denn nur eine lebendige, relevant agierende Kirche kann beanspruchen, auch die existentielle Frömmigkeit und die gesellschaftliche Öffentlichkeit prägen zu wollen. Wenn das kirchliche Christentum schwächelt, schwächeln auch persönliche Frömmigkeit und öffentliche Relevanz.

Wie aber sähen nun diese drei Dimensionen des Christentums im Jahr 2060 aus, wenn die Freiburger Studie sich bewahrheitet? Ich wage eine Zukunftsphantasie in der Hoffnung, dass wir ohne Untergangsangst diese anschauen können: Die Kirche wäre natürlich kleiner, wir Christen, Katholiken und Protestanten, sind nur noch ein knappes Drittel der Bevölkerung, im Norden und Osten noch deutlich weniger. Die 9. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU IX) von 2053/54 zeigt, dass der übergroße Teil der Kirchenmitglieder Hochverbundene sind, die in sich sehr vielfältig und differenziert sind, also von frommen Charismatikern bis zu Eine-Welt-Engagierten reichen.

Weitgehend verloren gegangen ist die sogenannte mittlere Verbundenheit, also das Charakteristikum jener großen Mehrheit heutiger Kirchenmitglieder, die ein mildes, unaufgeregtes Christentum leben, die Weihnachten, Ostern und bei Amtshandlungen auftauchen und die mäßigend auf alle religiöse Aufgeregtheit wirken. Ebenso gibt es kaum noch Austrittsbereite, weil diese die Kirche längst verlassen haben. Also: Viele glauben gar nichts mehr, eine Minderheit aber intensiver als je zuvor. Aber es gibt ungleich mehr Menschen, die sich „zugehörig fühlen“ zu den christlichen Haltungen, zu den moralischen Werten und

ethischen Orientierungen, als Menschen, die Christus öffentlich und sichtbar bekennen. Nur in Krisenzeiten erhöht sich die Zahl jener sprunghaft, die für ein stellvertretendes Gebet der Christen dankbar sind; manche nennen uns dann „Krisen-Gewinnler".

Die fördernde Neutralität des Grundgesetzes ist unter der beständigen Kritik an der vermeintlich unvollkommenen Trennung von Kirche und Staat zurückgenommen worden. Es gibt keinerlei kirchliche Privilegien mehr, weder im öffentlich-rechtlichen Rundfunk und Fernsehen noch in den Staatsleistungen; diese sind längst gütlich und geräuschlos abgelöst.

Öffentliche Feierstunden kennen keinen christlich-ökumenischen Eröffnungsgottesdienst mehr, sondern nur noch zivilreligiöse Erbauungsfeiern wie heute schon in den USA. Man feiert Ostern mit christlich geprägten Freunden, gesamtgesellschaftlich gibt es nur noch Frühjahrsferien. Mediales „Lagerfeuer-Potential" haben nur noch Fußball-Weltmeisterschaften und große politische Katastrophen. Weihnachten, Ostern, Pfingsten sind gleichrangig mit Ramadan, Rosch Ha-Schana, Weltfrauen-, Weltkinder-, Weltumwelttag und vielem mehr. Die Kirchensteuer ist zur Kultursteuer geworden; die Kirchen leben verstärkt von freiwilligen Spenden und den Erträgen ihrer rechtzeitig eingerichteten Stiftungen. Die Christen äußern sich öffentlich nur noch ökumenisch, um überhaupt irgendwie durchzudringen. Digitale Kommunikation eröffnet 2060 allerdings noch viel mehr Möglichkeiten, die geringer gewordene Zahl von Christen ortsunabhängig zu verknüpfen, kirchliche Inhalte menschennah zu kommunizieren und Netzwerke zu gestalten. Und es gibt einzelne starke Gemeinden, die wie Inseln gelingender Kirchlichkeit im Meer der säkularen Gesellschaft liegen. Diese Gemeinden sind die Grundform der Präsenz von Kirche in der Moderne, das flächendeckende Netz der Parochien ist zerrissen, dafür gibt es in jeder Region jene Gemeindeinseln gleich den früheren Klosteranlagen. Dahin kommen die Menschen, um Glauben zu leben, um Gemeinschaft zu erfahren, Bildung weiterzugeben und synodale Entscheidungen zu treffen. Die Kirchen haben 2060 ihr staatsanaloges Format hinter sich gelassen, und ihre institutionelle Dimension ist durch vereinsähnliche Organisation und kreative, freie und innovative Bewegungen ersetzt worden.

Ob es 2060 wirklich so aussieht? Das weiß heute niemand; aber auf jeden Fall dürfte Mitgliederorientierung zukünftig eher Elitenbildung bedeuten. Unsere Volkskirche wird so zu einer Bekenntniskirche, deren Mitglieder selbstbewusst und aufrecht ihren Glauben im Unterschied zur Mehrheitsgesellschaft leben. Wir Christen haben wenig äußerliche Macht – wie in den Tagen der frühen Kirche. Das „dagobertinisch-konstantinische Zeitalter" ist definitiv vorbei. Aber es geht vielen neben dem Amt auch um Respekt und Achtung vor sich selbst und um ihre Gradlinigkeit, die ihnen viel bedeutet. Insofern kann man sich die Christen des Jahres 2060 als glückliche Christen vorstellen!

Verteilungskämpfe allerorten

Was aber bedeutet das alles geistlich? Folgt man dem biblischen Urbild der vierzigjährigen Wüstenwanderung, so gilt zuerst: Abbau, Rückbau und Umbau bringen Schmerzen und Trauer, Enttäuschungen und Verletzungen mit sich, gepaart mit mangelnder Anerkennung für Geleistetes. Deshalb werden die berühmten Fleischtöpfe Ägyptens auch im weiteren Verlauf des 21. Jahrhunderts immer mal wieder locken. Die Kirchen werden den Rückbau vermutlich sozialverträglich gestalten können, dennoch wird es schon bald Verteilungskämpfe geben, weil viele Stellen abgebaut und viele Arbeitszweige aufgegeben werden müssen. Manche kreative Pflanze kirchlicher Arbeit wird verkümmern, und das wird wehtun.

Gibt es trotzdem eine theologische Botschaft dieses Kleiner-Werdens? Immerhin ziehen wir in diese Wüstenwanderung mit einem Gott, der befreien will, dessen Kennzeichen der Auszug aus den Gefangenschaften des Lebens und des Todes ist und von dem schon in 5. Mose 2,7 gesagt wird: „Er hat dein Wandern durch diese große Wüste auf sein Herz genommen. Vierzig Jahre ist der HERR, dein Gott, bei dir gewesen." Will Gott uns etwas sagen mit diesem Verlust an Bindungskraft und dem Abschmelzen der Mitgliedszahlen? Gibt es für diesen Schwund eine positive geistliche Perspektive? Diese Frage ist zentral, denn ohne eine

konstruktive geistliche Perspektive läge lediglich eine Organisationsaufgabe vor uns: Wir müssten das Kleiner-Werden dann eben nur gut managen! Wir sollten aber nicht vergessen, dass wir Christen mit der Wüstenwanderung geradezu eine archetypische Narration haben, mit der Enttäuschung und Zuversicht, Mangel und Segen zusammengebracht werden können. Kann unsere Kirche durch diese Wüstenwanderung nicht auch frei werden von der Selbstüberforderung und Selbstausbeutung, die zum Grundgestus geworden ist, weil wir viel zu große Kleider anhaben? Will Gott uns aus dem „Großkirchendenken“ rufen, sowohl, was den Gemeindeaufbau angeht, als auch, was die diakonische Zuständigkeit betrifft? Will es uns einen Ausweg eröffnen aus unserem Gremienwildwuchs und synodalen Übersteuerungen kleiner und kleinster Fragestellungen? Hat Gott genug von einer Behörden-DNA und Bürokratieverliebtheit, von Verwaltungslust und Finanzfixierung, die nicht selten eine moderne babylonische Gefangenschaft ist? Könnten hier nicht überall echte Befreiungen auf uns warten? Lockt hier ein Gelobtes Land einer zuversichtlichen, fröhlichen, von erschöpfter Routine befreiten Kirche? In England wurde jüngst ein Buch veröffentlicht, das die These vertritt: Nicht der Brexit, nicht der Neoliberalismus oder der Populismus, sondern die beständig weitergehende Verrechtlichung des Lebens führen zum Niedergang der Institutionen. Ist da was dran? Könnte das auch für unsere Kirchen stimmen?

Liegt die Krise aller öffentlich-rechtlichen Institutionen von Kirche über Parteien zu Rundfunk und Verbänden darin begründet, dass sie zwar vorbildlich funktionieren, aber die Probleme nicht mehr repräsentieren, die sich der Gegenwart stellen? Gilt das nicht auch für unsere Spiritualität und Theologie? Organisieren und funktionieren wir im geistlichen Bereich nicht Sonntag für Sonntag fast zu perfekt, zu abgeklärt, zu routiniert? Brauchen auch unsere geistlichen Formate eine Befreiung? Gibt es bei uns zu viel erschöpfte geistliche Routine? Natürlich kann man diese Fragen auch als den verzweifelten Versuch denunzieren, dem Rückgang einen geistlich positiven Sinn abzugewinnen. Aber ich glaube, Gott meint es gut mit unserer Kirche, und insofern weigere ich mich, die anstehenden Jahre bis 2060 nur als organisatorische Resteverwaltung zu verstehen. Wir haben mit der Wüstenwanderung Israels und mit Kreuz und Auferstehung Jesu Christi Narrationen im Rücken und Herzen, die uns *unverzagt* sein lassen – um ein schönes altes Wort zu verwenden. Diese Unverzagtheit kann helfen, ein klares Bewusstsein für die zukünftige Strategie zu schaffen. Sie hat zwei Teile: Erstens müssen wir das Kleiner-Werden gestalten und nicht erleiden! Zweitens müssen wir das Kleiner-Werden annehmen und nicht nur hinnehmen! Häufig erlebe ich zurzeit noch Abstoßreaktionen gegen jede Art von Veränderung. Es werden endlose Abwehrschlachten geschlagen, am liebsten gegen die jeweilige Hierarchie. Zu diesem Zweck werden ungeheure Energien freigesetzt, die man sonst niemals mobilisieren könnte. Aber am Ende muss dann doch hingenommen werden, dass es weniger geworden ist. Das mag menschlich verständlich sein, ist aber strategisch sinnlos.

Was also ist zu tun? Ich orientiere mich wieder an jenen drei Formen der Präsenz des Christentums in der Moderne: Im Blick auf das *individuelle Christentum* sollte der Grundsatz gelten: Jeder Einzelne ist wichtiger denn je! Je kleiner wir werden, desto bedeutsamer wird der Einzelne. Die Situation ist durchaus mit der der ersten christlichen Zeuginnen und Zeugen zu vergleichen, die sich als *electi*, als von Gott Erwählte, verstanden, weil ihnen im Glauben Geheimnisse Gottes eröffnet worden waren, die vielen anderen verborgen blieben. Von Gott und seinen Geheimnissen in Jesus von Nazareth zu wissen, schenkte einen Stolz, der in Gott selbst gründete: „Dafür halte uns jedermann: für Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse“ (1. Korinther 4,1). Dieser mit Berufungsgewissheit gewachsene Erwählungsglaube könnte in einer kleiner werdenden Kirche zu einem stellvertretenden Glauben für die Vielen werden. Zugleich wird dieser Glaube nicht nur Befremden, sondern auch Neugier freisetzen. Was im Neuen Testament die Gottesfürchtigen waren oder in der frühen Kirche die Katechumenen, sind heute vielleicht „Zugehörige“ oder „Zugewandte“, die sich den Geheimnissen Gottes zwar nur zögerlich nähern, aber doch ein Gespür dafür

behalten haben, dass der vollkommene Verlust der Transzendenz das Leben selbst gefährdet. Darum gilt es auch in Zukunft, diejenigen im Blick zu behalten, die immer mal wieder gelegentlich und anlassbezogen nach Gott fragen und seine Gegenwart vermissen. Diese schwebende, bekenntnisferne Frömmigkeit kann auf ihre Weise mithelfen, eine rationalistisch geprägte Welt offen zu halten für Gottes Transzendenz. Jede Kasualie bietet dafür eine Chance, jede anlassbezogene Initiative eine Gelegenheit! Deshalb sollten wir die unklare Sehnsucht nach Stille, nach Geheimnis, nach Innehalten und Gemeinschaft außerhalb der vertrauten Routinen aufsuchen und fördern, denn darin hat individuelle Frömmigkeit ihren Ursprung und Wurzelgrund.

Im Blick auf das *kirchliche Christentum* zwingen die begrenzten Ressourcen zukünftig zu einem konsequent exemplarischen Handeln. Die traditionellen Aufgaben und gewachsenen Zuständigkeiten müssen so reduziert werden, dass sie bekömmlich sind. Es gilt, leer gewordene Routinen zugunsten von Initiativen aufzugeben, die neuen Geist in neue Formate bringen. Wir müssen lernen, resonanzloses Handeln von Resonanzräumen zu unterscheiden, die Herz und Seele berühren. Und dabei bin ich davon überzeugt, dass die meisten kirchlich Verantwortlichen, wenn sie ehrlich sind, für ihren Bereich ziemlich genau sagen können, was leere Routine und was resonanzreiches Handeln ist.

Es gilt, den Übergang von einer flächendeckenden zu einer exemplarischen Versorgung gut zu gestalten, und das heißt, nicht mehr überall, jederzeit und für alle das Gleiche anzubieten, sondern exemplarisch Gottes Geheimnisse in ihrer Tiefe und Schönheit zu verkünden, Nächstenliebe in dem Maße zu üben, die sich selbst nicht ausbeutet, und die kirchlichen Orte so zu zentrieren, dass Kraft und Liebe und Besonnenheit in ihnen erfahren werden kann. Ich bin sicher, starke Zentralen werden dann auch die Kraft haben, die Fläche zu versorgen.

Missverständnis der Moralisierung

Das *öffentliche Christentum* schließlich gilt es vom Missverständnis der Moralisierung und Gesetzlichkeit zu befreien. Es scheint zurzeit *das* Problem unserer Kirche zu sein, dass sie von vielen nur noch als Moralanstalt wahrgenommen wird, denn unter den Bedingungen einer nachreligiösen Gesellschaft kann man das Verständnis von theologischen, geistlichen Zusammenhängen bei öffentlichen Positionierungen nicht mehr voraussetzen. Wahrgenommen und zitiert wird eben der *eine* politisch lesbare Satz, während dessen theologische Einbettung nicht mehr verstanden und so auch nicht kommuniziert wird. Ethische Äußerungen aber so in Rufweite der Theologie und des Glaubens zu halten ist ein schwieriges Unterfangen. Andererseits kommt ein Verzicht auf öffentliche Präsenz nicht in Frage, denn das wäre eine weitere Art der Selbstabschaffung, wie man sie an der Marginalisierung der protestantischen Kirchen in anderen Ländern beobachten kann.

Was also tun? Ich meine, öffentliche Theologie müsste thematisch viel breiter aufgestellt werden. Das heißt, die Kirche sollte sich künftig nicht nur zu Politikthemen wie Klimakrise, Sea-Watch oder Populismus äußern, sondern auch zu Kultur und Kunst, zum Umgang mit dem Tod, zur kirchlichen Reformagenda und zum letzten Sportereignis. Zugegeben: Lagerfeuerpotential haben auch diese Themen nicht überall. Aber je thematisch breiter sich die öffentliche Präsenz des kirchlichen Christentums aufstellt, desto weniger kann man sie – wie es heute in einschlägigen Kreisen geschieht – als Vorfeldorganisation einer bestimmten Partei denunzieren.

Stellvertretende Frömmigkeit, exemplarisches Handeln und öffentliche Vielfalt erscheinen so für eine kleiner werdende Kirche als sinnvolle Perspektiven, um unseren Auszug aus der babylonischen Gefangenschaft einer überdehnten Kirche zu befördern, soweit wir Menschen das überhaupt können. Jedenfalls gibt es überhaupt keinen Grund, angstvoll auf den Weg in die Zukunft zu schauen. Denn ich bin überzeugt, unsere Situation hat ihren Vergleichspunkt nicht im Dinosaurier, sondern in der Raupe.

Dieser Beitrag wurde erstmals in der Zeitschrift Zeitzeichen (2/2020) veröffentlicht. Wir danken Autor und Redaktion für die freundliche Genehmigung zur Zweitveröffentlichung in euangel.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

„Was nun, Herr Bischof?“

Reaktionen und Stimmen zu den Ergebnissen der Projektion 2060

David Gutmann und Fabian Peters, Autoren der „Projektion 2060“ zur langfristigen Entwicklung der Kirchenmitgliedschaft und des Kirchensteueraufkommens in Deutschland, geben einen Überblick über Reaktionen zu den Studienergebnissen seitens der Kirchenleitungen im katholischen Bereich.

„Was nun?“ – so fragen der Chefredakteur des ZDF, Peter Frey, und seine Stellvertreterin Bettina Schausten, regelmäßig wichtige Staatsrepräsentanten über aktuelle Themen, die die Bevölkerung besonders bewegen. *„Was nun, Herr Bischof?“*, wurde nach Veröffentlichung der langfristigen Vorausberechnung der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens den katholischen und evangelischen Bischöfen und Kirchenleitenden oft die Frage gestellt. Bei weit mehr als hundert Veranstaltungen ließen sie und ihre verantwortlichen Gremien sich von den Freiburger Wissenschaftlern informieren. In beinahe allen deutschen Diözesen und Landeskirchen wurde über Konsequenzen sowie mögliche Reaktionen aus der sogenannten Freiburger Studie diskutiert. Nach unzähligen Berichten und Kommentaren in Print-, Hörfunk-, Online- und TV-Medien – national wie international – soll mit diesem Beitrag ein Rückblick auf die Reaktionen und Stimmen zu den Ergebnissen der Projektion 2060 in den vergangenen eineinhalb Jahren versucht werden.

Die Projektionsergebnisse selbst wurden bereits unter dem Titel „Projektion 2060“ in der euangel-Ausgabe 3/2019 vorgestellt. Voraussichtlich Ende des ersten Quartals 2021, im Vorfeld des Ökumenischen Kirchentags in Frankfurt am Main, wird im Neukirchener Verlag unter dem Titel *„#projektion 2060. Die Freiburger Studie zu Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer. Analysen – Chancen – Visionen“* eine ausführliche Dokumentation erscheinen. Neben den wissenschaftlichen Grundlagen und detaillierten bundesweiten wie regionalen Ergebnissen werden darin mögliche Konsequenzen für die kirchliche Arbeit und kirchliche Reaktionen aufgezeigt. Auch die Auswirkungen aktueller Entwicklungen wie die deutlich gestiegenen Austrittszahlen der vergangenen Jahre und die Corona-Pandemie werden aus gegebenem Anlass beleuchtet.

„Was nun, Herr Bischof?“ richtete sich naturgemäß vor allem an die katholischen Verantwortungsträger, deren Reaktionen in diesem Beitrag schwerpunktmäßig thematisiert werden. Dessen ungeachtet wurde die Mitglieder- und Kirchensteuervorausberechnung sowie die Projektarbeit von Anfang bis Ende konsequent ökumenisch gedacht und durchgeführt. Dies verdeutlicht nicht zuletzt die in enger Absprache und Zusammenarbeit zwischen Deutscher Bischofskonferenz (DBK), Evangelischer Kirche in Deutschland (EKD) und dem Forschungszentrum Generationenverträge (FZG) vorbereitete Veröffentlichung der Projektionsergebnisse Anfang Mai 2019. Diese verschaffte den Kirchen die Gelegenheit, medial zu reagieren. So waren es in der öffentlichen Debatte zunächst kirchliche Akteure, die die Deutungshoheit über die projizierte Entwicklung für sich in Anspruch nehmen konnten. Die beiden führenden Repräsentanten der evangelischen und katholischen Kirche in Deutschland brachten sich so direkt bei Bekanntwerden gemeinsam in die Debatte ein. Der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm und der Vorsitzende der

Die Ökonomen Dr. David Gutmann und Dr. Fabian Peters haben in einem ökumenischen Forschungsprojekt des Forschungszentrums Generationenverträge an der Universität Freiburg erstmals eine koordinierte Mitglieder- und Kirchensteuervorausberechnung für jede der 20 evangelischen Landeskirchen und 27 katholischen (Erz-)Diözesen in Deutschland erstellt.

Foto Gutmann: Lisa Farkas.

Foto Peters: EKD.

Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, versicherten, dass „die Kirchen […] die Erkenntnisse der Studie nutzen [wollen], um sich langfristig auf Veränderungen einzustellen“. Für Marx war die „Studie auch ein Aufruf zur Mission“. Und Bedford-Strohm zeigte sich diesbezüglich entschlossen: „Manches am Rückgang an Kirchenmitgliedern werden wir nicht ändern können. Anderes aber schon.“

Diese Zuversicht fand sich in den Aussagen der meisten katholischen Bischöfe, Generalvikare und Finanzverantwortlichen wieder. Oft nahmen sie darauf Bezug, dass mehr als die Hälfte des projizierten Mitgliederverlustes auf kirchenspezifische Faktoren zurückgehe und somit beeinflussbar sei. „Diese Zahlen müssen nicht eintreten“, sagte beispielsweise der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick: „Die Kirchen müssen sich gut aufstellen, auch neu aufstellen. Sie müssen neu hinhören auf die Menschen.“ Es gebe viele Ansatzpunkte, die sich aus der Freiburger Studie ergeben. „Es lässt sich vieles tun und ich bin da auch hoffnungsvoll. Aber wir müssen beginnen.“ Diese Reaktionen, so beteuerten die kirchlichen Verantwortlichen, müssten aber realistisch betrachtet und von grundsätzlichen Überlegungen begleitet werden. So machte der Kölner Generalvikar Markus Hoffmann klar, dass man sich dem aufgezeigten Trend sicherlich nicht vollkommen entziehen könne. Dennoch bestehe Hoffnung: „Die Zukunft liegt ein Stück weit auch in unserer Hand. Die Zahlen machen deutlich, dass wir einen neuen Aufbruch brauchen und nicht tatenlos zusehen dürfen, wenn Menschen der Kirche den Rücken kehren.“ Gerade auf die Frage, „wer künftig seine Kinder taufen lässt, wer der Kirche treu bleibt, wer als Erwachsener den Weg in die Kirche findet oder zu ihr zurück“, könne die Kirche Einfluss nehmen.

Die Kirchen müssten sich damit auseinandersetzen, wie eine zeitgemäße Kirche aussieht und welche Rolle sie in der Gesellschaft spielt und spielen will. „Wir müssen durch unsere Arbeit überzeugen“, betonte der Würzburger Bischof Franz Jung. Im Bistum Würzburg ließen fast 90 Prozent aller katholischen Eltern ihre Kinder taufen, deutlich mehr als in vielen anderen deutschen Diözesen. „Wie gehen wir mit dieser großen Kontaktmöglichkeit um? […] Wir werden von den Gläubigen letztlich wie jedes andere ‚Unternehmen‘ nach der Qualität unseres Tuns beurteilt.“ Es gelte, stärker auf bisher nicht erreichte Zielgruppen wie *„Digital Natives“* und junge Erwachsene zuzugehen. Der Berliner Erzbischof Heiner Koch sieht sich durch die Projektion ermutigt, „uns nicht in gesellschaftliche Nischen zurückzuziehen, sondern profiliert und mutig unseren Sendungsauftrag zu allen Menschen auszubauen. Wir werden eine Kirche für alle Menschen bleiben, auch mit unseren caritativen und Bildungs-Angeboten.“ Sowohl die katholischen als auch die evangelischen Stellungnahmen wurden breit rezipiert, stießen aber nicht überall auf Wohlgefallen. So stellte Reinhard Bingener in der FAZ fest, dass nicht nur der künftige Mitgliederrückgang der beiden Kirchen schon lange bekannt sei, sondern auch „die Phrasen, mit denen die Kirchenleitungen jetzt auf die Studie reagieren“.

Die meisten Ansatzpunkte sahen die kirchlichen Verantwortlichen bei jungen Menschen zu Beginn des Erwerbslebens. Dem Entfremdungsprozess bis zur ersten Kirchensteuerzahlung müsse etwas entgegengesetzt werden: „Für junge Menschen zwischen 14 und 28 Jahren haben wir zu wenig zu bieten. Dabei sind das biografisch besonders wichtige Jahre“, konstatiert der Würzburger Bischof Jung. Als strategische Möglichkeit, um junge Erwachsene in der Kirche zu halten, empfahl der Finanzchef der Erzdiözese Paderborn, Dirk Wummel, dort anzusetzen, wo die Kirchen den meisten Kontakt zu den Gläubigen haben. Ebenso rief Erzbischof Heiner Koch im Zusammenhang mit der niedrigen Taufbereitschaft in seinem Erzbistum dazu auf, „Hochzeiten, Kommunionfeiern und Begräbnisse sowie Einrichtungen wie katholische Schulen zu nutzen, um mit kirchenfernen Teilnehmern ins Gespräch zu kommen“. Generell gelte es, jene Mitglieder verstärkt in den Blick zu nehmen, die sich nur selten oder gar nicht am Gemeindeleben beteiligten. Das Bistum Essen sprach sich angesichts einer von ihr in Auftrag gegebenen Kirchenaustrittsstudie dafür aus, „nicht nur die besonders aktiven Mitglieder der ‚Kerngemeinden‘ in den Blick zu nehmen, sondern

ebenso die Katholiken, die nur selten ihre Angebote nutzen“. Und das Bistum Trier (2019) verfolgt als Ziel seiner Bistumssynode gar einen grundsätzlichen Perspektivwechsel: „vom Kreisen um sich selbst hin in eine Bewegung auf die Menschen zu, auf ihre Themen und Bedürfnisse“. Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick sah darin für beide Kirchen deutliche Potenziale: „Vor allen Dingen lässt sich vieles bei den Kasualien verbessern – also Beerdigungen, Taufen – und vieles näher bei den Menschen vollziehen. Das sollten wir tun. Wir müssen eine bessere Familienpastoral haben. Das muss auch in Deutschland ökumenisch besser gehen, weil wir viele konfessionell verschiedene Paare und Familien haben.“ Schließlich beabsichtigte Generalvikar Pater Michael Huber für das Bistum Eichstätt, „die Bereiche der Jugend- und Berufungspastoral [zu stärken] und […] geistliche Initiativen, die Glaubenskommunikation und Evangelisierung [zu fördern], um Menschen für den Glauben weiter zu begeistern“. Finanziell flankiert würden diese Initiativen durch die Einrichtung eines sogenannten „Innovationstopfes“ (Diözese Eichstätt 2020, 13).

Gelegentlich tauchte eine generelle Abschaffung der Kirchensteuer in den Diskussionen auf: Diese biete nur auf den ersten Blick Sicherheit und Stabilität. Stattdessen wurde ein spendenbasiertes Finanzierungssystem nach angelsächsischem Modell vorgeschlagen, das nach den Erfahrungsberichten auf der örtlichen Ebene pastoralen Fortschritt initiieren und für diesen förderlich sein kann (vgl. z. B. Spielberg 2012, 298 f.). Der Finanzbericht des Bistums Speyer wies allerdings auf das Risiko hin, wenn, „wie in anderen Ländern auch, ein anderes System der Kirchenfinanzierung rechtlich“ durchgesetzt werden würde (Bistum Speyer 2019, Anlage IV/12). Dies sei mit hohen finanziellen Einbußen verbunden, da freiwillige Spenden vermutlich deutlich geringer ausfallen würden als die bisherigen Kirchensteuern. Kurz vor Veröffentlichung der Freiburger Studie sorgte der Vorschlag des Bischofs von Eichstätt, Gregor Maria Hanke, Kirchensteuer und staatliche Finanzzuweisungen in Deutschland abzuschaffen, für große mediale Resonanz. Angesichts des zu erwartenden Kirchensteuerrückgangs wurde in vielen Diözesen die strategische Bedeutung der Erschließung neuer Finanzquellen betont (vgl. z. B. Bistum Mainz 2019, 40).

Viele kirchliche Verantwortliche sehen eine Chance zur Plausibilisierung der Kirchenmitgliedschaft in der Stärkung des diakonischen und missionarischen Profils. Der Würzburger Bischof Franz Jung betont in diesem Geiste: „Um dort zu sein, wo es brennt und Menschen in Notlagen sind“, müssten verfasste Kirche und Caritas enger zusammenarbeiten. Außerdem sollten „alle Mitarbeiter – auch die Verwaltungskräfte – als ‚erste Missionare‘ in den Blick“ genommen werden. In diesem Geiste rechnet Dirk Wummel für das Erzbistum Paderborn konkret vor: „Wir haben 3.300 Mitarbeitende in den Kitas des Erzbistums, die wiederum mehrere zehntausend Kinder erreichen. Dahinter stehen noch einmal Eltern, Großeltern und Geschwister. Nehmen wir diese Zahl einfach mal sechs, dann landen wir bei einer enormen Summe. Ähnlich sieht es in unseren Schulen aus, wo hinter jedem einzelnen Schüler eine ganze Menge weiterer Menschen stehen, zu denen wir indirekten Kontakt haben.“

In beinahe allen Diözesen finden derzeit Zukunfts- und Sparprozesse statt, von denen sich viele explizit auf die Freiburger Studie beziehen. Gerade für kirchliche Finanzverantwortliche bot die langfristig projizierte Kirchensteuerentwicklung die Gelegenheit, ihre in den vergangenen Jahren oft ungehörte Mahnung zu mittelfristigen Haushaltseinsparungen zu Gehör zu bringen. Das Bistum Münster verkündete „starke Einschnitte“ als Konsequenz aus der Langfristprojektion und verwies dabei auf einen „sozialverträglichen Personalabbau“. Der Generalvikar des Bistums Hildesheim hat mit Blick auf den prognostizierten Rückgang auch den Gebäudebestand im Blick: „Das führt auch dazu, dass viele kirchliche Gebäude zukünftig nicht mehr benötigt werden. Insofern ist es aus wirtschaftlichen Gründen geboten, den gesamten Gebäudebestand dem notwendigen Bedarf anzupassen. Geschieht das nicht, hat das Bistum bei voraussichtlich zurückgehenden Kirchensteuereinnahmen weiterhin hohe Instandhaltungs- und Investitionskosten zu finanzieren“ (Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim 2020, 55).

In diesem Sinne reagierte der Generalvikar des Erzbistums Freiburg, Axel Mehlmann, bei einer Pressekonferenz zur Vorstellung des verabschiedeten Doppelhaushalts 2020/2021 auf die Freiburger Zahlen: „In den kommenden Monaten werden wir dann ein Konzept erarbeiten, das grundsätzlich auf die erwarteten geringeren Finanzmittel reagiert.“

Der Fuldaer Bischof Michael Gerber sah nach Veröffentlichung der Freiburger Studie Gestaltungsmöglichkeiten in Bezug auf das Tauf-, Austritts- und Aufnahmeverhalten und verwies auf den Strategieprozess „Bistum 2030“ und die „Strategischen Ziele“. Diese zielten darauf ab, das Bistum an den Ansatzpunkten der Freiburger Studie – Mitgliederbindung und Mitgliederneugewinnung – zukunftsfähig auszurichten. Für den Generalvikar von Speyer, Andreas Sturm, war klar, dass die „Frage nach einer zukünftigen Ausrichtung der Kirche im Bistum Speyer angesichts notwendiger Priorisierungen noch einmal dringlicher geworden“ ist. In diesem Zusammenhang nahm er Bezug auf den 2020 initiierten Visionsprozess im Bistum Speyer: „Die Frage ist im Grunde die nach einer gemeinsamen Vision.“

Für gesamtkirchliche Lösungen bedarf es eines Ziel- und Strategieprozesses, der die wesentlichen Aufgaben und Prioritäten genauso wie notwendige Kürzungen festlegt und auf einem breiten Kommitment beruht. Dabei werden Konflikte auszuhalten und auszutragen sein: zwischen innovativen und bewährten Wegen, zwischen Aufbrüchen und Einsparungen, zwischen Mitglieder- und Gemeinwesenorientierung.

„Was nun, Herr Bischof?“ Die Antworten darauf sind so vielfältig wie die Kirche in Deutschland. Vielleicht ist es aber gar nicht so schwierig, wie die eine oder der andere vermutet. Stefanie Witte bietet in ihrem Kommentar in der Osnabrücker Zeitung eine Antwort an, die so einfach wie treffend ist: „Am Ende kann der Wandel auch eine Chance sein — für mehr Ökumene, neue Formen der Gemeinschaft, Besinnung aufs Wesentliche. Voraussetzung ist, dass dieser Wandel aktiv gestaltet und nicht passiv erduldet wird.“

Literatur

Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim (Hg.), Geschäftsbericht 2019, Hildesheim 2020 (alle Internetquellen abgerufen am 2.12.2020).

Bistum Mainz (Hg.), Eine Kirche, die teilt. Handreichung für die erste Phase des Pastoralen Weges in den Dekanaten, Mainz 2019.

Bistum Speyer, Jahresabschluss zum 31. Dezember 2018, Speyer [2019].

Bistum Trier, Mit den Menschen unterwegs sein, Beitrag vom 2. Mai 2019, in: heraus-gerufen.de.

Diözese Eichstätt, Finanzbericht 2019, Eichstätt [2020].

Spielberg, Bernhard, Gott dienen mit dem Mammon, in: Henkelmann, Andreas/Sellmann, Matthias (Hrsg.) Gemeinde unter Druck – Suchbewegungen im weltkirchlichen Vergleich: Deutschland und die USA, Münster 2012, 249–292.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Gemeinden als Vorbild im Zusammenwirken?

In der digitalisierten Wissensgesellschaft werden die Interessen des Einzelnen und das Gemeinwohl neu ausgehandelt. Erik Händeler sieht hier eine Chance, dass das Ethos und die Grundhaltungen des Christentums als über die Interessen einer Gruppe hinausgehend neue Relevanz gewinnen werden, um Reibungsverluste und Eigeninteressen zu vermeiden und Wohlstand für viele zu sichern.

Erik Händeler studierte Volkswirtschaft und Wirtschaftspolitik und arbeitet als freier Wirtschaftsjournalist, Buchautor und Zukunftsforscher.

Foto: © Martin Wiesler, Linz.

Das Evangelium und die unterschiedlichen Interessen

In einer lebendigen Gemeinde kommt es irgendwann zu Konflikten. Die alten Hierarchien, die sie früher entschieden, werden aber nicht mehr widerspruchslos hingenommen. Nicht-Geweihte übernehmen mehr Aufgaben und kollidieren nicht nur mit ihrem Pfarrer, sondern auch untereinander. In den zusammengelegten Gemeinden stoßen unterschiedliche Gewohnheiten aufeinander. Der Pluralismus im Glauben macht es schwerer, sich auf einen gemeinsamen Nenner zu einigen. Unterschiedliche Sichtweisen, Interessen und Emotionen stoßen aufeinander. Meist werden die Spannungen über Macht und Beziehung entschieden oder unter den Tisch gekehrt, aber das löst sie nicht – sie schwelen im Untergrund weiter. Anstatt sich auseinanderzusetzen, redet man dann gar nicht mehr miteinander oder wendet der Gemeinde im Stillen ganz den Rücken zu, ist einfach nicht mehr da.

Der gelebte Umgang in Gemeinden und Gremien steht oft in Kontrast zum Evangelium mit den Worten Jesu, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern die Auseinandersetzung. Mit den dazugehörenden Regeln, etwa: alles im Tempel stehen und liegen zu lassen, wenn ein Bruder noch etwas gegen einen hat, um sich mit ihm zu einigen; auf jemanden zuzugehen, wenn man ihm etwas vorzuwerfen hat; dass ein Ja ein Ja ist und ein Nein ein Nein.

Das Himmelreich können wir uns damit zwar nicht verdienen. Aber wie wir uns gegenüber anderen verhalten, das ist vor Gott wichtig: ob jemand sein Eigeninteresse mit Ellenbogen verfolgt, unabhängig von den Bedürfnissen anderer, sie gar benutzt und ausbeutet; ob jemand wahrhaftig ist oder den anderen täuscht; ob jemand die Balance findet zwischen seinen eigenen berechtigten Interessen und dem Allgemeinwohl. Das Leben ist der Zeitabschnitt, in dem wir uns in Freiheit für das Gute entscheiden können – was sich erst im Zusammenspiel mit anderen zeigt.

Die Bauern des Mittelalters folgten den vorgegebenen Ackerfurchen und hatten kaum etwas zu entscheiden. Die Arbeiter der Industrialisierung vegetierten neben der Maschine dahin. Doch jetzt in der Wissensgesellschaft, in der die Menschen ständig mit anderen über Einzelinteressen hinweg größere Projekte bearbeiten, gerät der Blick auf das Verhalten des Einzelnen in das Zentrum der wirtschaftlichen Entwicklung. Damit bekommt das Evangelium eine neue Chance, erzählt, bedacht und umgesetzt zu werden. Zwar finden Jesu Worte zum Konfliktverhalten innerkirchlich oft nur als Appell statt. Im Berufsleben dagegen gibt es einen wachsenden ökonomischen Grund, sich stärker kooperativ zu verhalten und Konflikte konstruktiv anzugehen.

Digitalisierung = Umgang mit Wissen

Längst haben die elektronisch gesteuerten Maschinen die meiste materielle Arbeit übernommen und Computer leisten die strukturierte Wissensverarbeitung wie Gehaltsabrechnung oder Robotersteuerung. Was an Beschäftigung wächst, ist die Arbeit am Menschen und die Arbeit mit Wissen: planen, organisieren, beraten, verstehen, was der Kunde meint; unterschiedliche Kompetenzen zusammenführen, um ein Problem zu lösen. Das bringt andere Regeln für Produktivität mit sich als früher an der Stanzmaschine: Umgang mit Wissen ist Umgang mit anderen Menschen, die man unterschiedlich gerne mag, unterschiedlich gut kennt und mit denen man unterschiedliche berechtigte Interessen – oft gegensätzliche – hat. Das Zusammenwirken der Menschen – oder ihr destruktives Verhalten – bestimmen über den Wohlstand: Weniger die Technik als vielmehr die Menschen hinter der Digitalisierung entscheiden über das Maß an Ressourcen, die uns für Soziales, Bildung und Infrastruktur bleiben.

Wenn zwei Abteilungsleiter nicht mehr miteinander reden, hilft keine Technologie. Genau hier ist eine neue Wachstumsgrenze entstanden: Meinungsverschiedenheiten arten zu Machtkämpfen aus, die bis zur Rente nicht mehr versöhnt werden. Mobbing, Partisanenkämpfe und Lügen fressen die innerbetrieblichen Ressourcen auf. Überleben werden am Markt jene Firmen, in denen Wissensarbeit zu geringeren Kosten geleistet wird. Das geht nur mit bestimmten Eigenschaften: mit offener und ehrlicher Kommunikation, mit flachen Hierarchien, mit Kooperationsfähigkeit, Versöhnungsbereitschaft sowie einer effizienten Streitkultur. Wissensarbeit benötigt ein Klima, in dem sich der Einzelne nach seinen Gaben frei entfalten kann; aber nicht für sich, seine Karriere und seine eigenen Kostenstellen, sondern für das Wohl des Ganzen.

Vom früheren Gruppendruck zum Individualismus

Dass die dafür nötige Universalethik zu wenig verbreitet ist, wundert nicht, wenn man sieht, wo wir herkommen: Früher musste sich der Einzelne der Gruppe unterordnen, andere Gruppen wurden gemeinsam bekämpft – Beispiele sind Nationalsozialismus, Kommunismus, religiöse Gruppenethiken („Wir sind die Rechtgläubigen, die anderen kommen in die Hölle“). Als solch eine Gruppenethik aber wurde das Christentum in vielen Jahrhunderten gelehrt und politisch instrumentalisiert – so wie heute noch in den meisten Kulturen auf diesem Planeten. Wertevermittlung glich eher einer Dressur als eigener Reflexion.

Mit Automobil, Computer und stark gewachsenem Wohlstand war es nun möglich, die unberechtigten Fesseln von Religion, Nationalismus und familiärem Druck abzuschütteln. Wenn einem die Predigten am Ort nicht gefielen, konnte man nun mit dem VW Käfer zwei Dörfer weiter fahren – Technik und Wirtschaft sind der Grund, warum sich Kirche und Glauben so ausdifferenziert haben. Je komplexer die Arbeitswelt wurde, umso mehr musste sich ein Fachmann auch gegen andere Meinungen im Team mit seinen Argumenten behaupten – Individualismus war eine Voraussetzung für eine produktivere Gesellschaft. Doch Individualismus kann auch destruktiv sein: „Ich mache, was ich will, was mir guttut, und verfolge meine Interessen.“ In der Spitze entsteht ein Egoismus, der sich auch auf Kosten anderer bereichert, dem das Allgemeinwohl egal ist, für den nur die eigene subjektive Wahrnehmung zählt.

Wenn konservative Kirchenleute meinen, der Individualismus sei schuld, dass die Kirchen so leer geworden sind, dann irren sie: Er ist ein nötiger Entwicklungsschritt auf dem Weg zur Gottes- und Nächstenliebe. Denn nur wer eigenständig reflektiert, hat auch belastbare Werte für sein Verhalten. Böses zu tun gehört zur Freiheit, in die Gott uns stellt: Wir sind nicht die Haustiere vom lieben Gott, die im Käfig „Männchen“ machen müssen, um Futter zu bekommen; das Himmelreich ist keine Zwangshochzeit. Denn Liebe ist nur echt, wenn sie in Freiheit erwählt ist. Deswegen sitzt da auch kein Gott sichtbar auf der Wolke. Denn dann würde kein Finanzhai mehr Schrottpapiere verkaufen, kein Internet-Troll würde mehr Hasskommentare schreiben. Ein Gott, der beweisbar wäre, wäre nicht Gott, denn er hätte uns damit die Freiheit genommen, uns in Freiheit dafür zu entscheiden, das Wohl der anderen und der Allgemeinheit als mindestens ebenbürtig zu

betrachten.

Über den Einzelnen hinaus: Universalethik

Das ist auch der Sinn des Kreuzes: In Jesus begegnet Gott den Menschen auf Augenhöhe. Keine Engelarmee kommt, um Jesus vor der Kreuzigung zu schützen. Der Plan Gottes ist kein sinnloser Opfertod, sondern dass sich die Menschen zu Gott bekehren (was die an weltlicher Macht Hängenden nicht tun). Der Mensch bekommt die Freiheit, ihn ans Kreuz zu nageln. Jesus wehrt sich nicht, spielt keine Macht aus, um eben diese Freiheit des Menschen nicht einzuschränken. Doch nicht Freiheit an sich ist das Ziel, sondern die Gemeinschaft mit Gott für jene, die über ihre Gruppe und über sich selbst hinaus das Wohl aller suchen – das ist die Definition von Universalethik. Auch Agnostiker, Atheisten oder Andersgläubige können sich für Universalethik entscheiden, ausgelöst durch die praktischen Herausforderungen des Alltags, aus eigener Einsicht – das entspricht einem anonymen Christentum. Denn nicht derjenige, der „Herr, Herr“ sagt, kommt in das Himmelreich, sondern „wer den Willen des Vaters“ tut. Scheint doch auch das Gericht, von dem Jesus immer wieder spricht, eher ein Richten des Tuns zu sein, das den inneren Bezugsrahmen offenlegt, als ein Richten der Gruppenzugehörigkeit.

Vor Gott ist wichtig: Wofür hast Du Deine Freiheit genutzt? Erst jetzt im Berufsalltag der Wissensgesellschaft hat der Mensch die Möglichkeit, jeden Tag sein Gewissen zu prüfen, ob er sich egoistisch verhält oder das Allgemeinwohl verfolgt. Individualismus reicht in der digitalen Wissensgesellschaft nicht mehr aus für wirtschaftlichen Wohlstand. Zur produktiven Zusammenarbeit gehört Respekt vor den berechtigten Interessen der anderen. Jetzt kann sich keiner mehr in sein eigenes Büro zurückziehen, weil sich alle der Frage stellen müssen: Bauen wir die Maschine – ja oder nein? Und wenn ja, mit welchem Argument?

Schon das Entwickeln gemeinsamer Regeln birgt jede Menge Konfliktstoff, noch bevor überhaupt geschäftliche Entscheidungen getroffen wurden. Die Menschen bringen ihre Wertvorstellungen mit in das Unternehmen, nach ihren Maßstäben gehen sie ihre Konflikte an. Aus wirtschaftlichen Gründen kommen die religiös-weltanschaulichen Reibungen in die Mitte der Gesellschaft. Menschen können stinkfreundlich sein – aber erst, wenn man mit ihnen streitet, offenbart sich ihr wahrer Charakter. Der nächste Entwicklungsschritt ist ein kooperativer Individualismus, bei dem sich der Einzelne nach seinen Gaben entfaltet, sie aber zum Wohl aller einbringt. Die Herausforderung im Berufsalltag heißt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Ist das nicht, wo Gott uns haben wollte? Kaum sind gerade einmal 2.000 Jahre Kirchengeschichte vorüber, gerät das, was das Evangelium ausmacht, in das Zentrum der sozioökonomischen Entwicklung.

Das ist nicht neu: Schon immer hat eine neue Technik die Art verändert, wie Unternehmer Arbeit organisieren, und verschob die Macht in einer Gesellschaft. Beispiel Dampfmaschine: Diese stärkte die Macht der Unternehmer. Sie forderten, im Staat über Steuern mitentscheiden zu können, und lösten so die Französische Revolution mit aus; als Folge wurde die Kirche säkularisiert. Das Automobil ermöglichte eine stärkere Individualisierung, daher konnte sich auch Glauben ausdifferenzieren, mit aller Divergenz in der Kirche – sie reagierte mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Daher ist die Frage zu diskutieren: Wie verändern die Folgen der Digitalisierung heutige Organisationsmuster in Unternehmen, Gesellschaft und eben auch in Kirche?

Diese Sicht lehnen manche engagierte Gläubige ab – sie halten den Glauben für etwas Autarkes –, ebenso den Gedanken, dass sich Glauben positiv auf Wirtschaft auswirkt. Dabei ist eine funktionierende starke Wirtschaft auch als Christ erstrebenswert. Nicht für Überfluss und Konsum, damit jeder einen SUV vor der Garage stehen hat. Vielmehr, damit genügend Ressourcen zur Verfügung stehen, um Leiden zu verringern, um Bildung für alle und soziale Absicherung zu ermöglichen, um Schwache zu unterstützen und das Allgemeinwohl zu stärken. Wachstum bedeutet, Ressourcen effizienter zu verwenden, mit weniger Ressourcen auszukommen, die Energie nachhaltig ohne

zusätzliches CO_2 zu gewinnen und vor allem: mehr Wissen zu generieren und anzuwenden. Eine starke Wirtschaft sichert Chancen, dass sich die Menschen mit ihren Gaben entfalten können und die Möglichkeit bekommen, sich in Freiheit für das Gute (oder dagegen) entscheiden zu können – ein Grundanliegen vor Gott. Ein verschleppter Wandel erzeugt Stagnation und Arbeitslosigkeit mit allen Verteilungskämpfen und Krisenerscheinungen. Christen sollten daher die positive Weiterentwicklung einer wachsenden Wirtschaft im digitalen Zeitalter unterstützen.

Das Evangelium verwirklicht sich langsam

Wenn sich dann der aufgewirbelte Staub des Strukturwandels gelegt haben wird, werden jene Firmen übrigbleiben, die der Wirklichkeit so nahe wie möglich kommen, weil sie Informationen über alle Sensoren wahrnehmen. Um das gesamte Wissen in einer Organisation zu mobilisieren, wird sich eine dienende Führungskultur durchsetzen („Der Größte unter euch sei der Diener aller“). Die Menschen werden schwankende Wichtigkeit nicht mehr als Beleidigung ihres Selbstwertes empfinden, ja, sie werden sich gegenseitig fördern und sich über die Leistungen des anderen freuen. Sie werden Informationen nicht nach Nützlichkeit manipulieren, sondern wahrhaftig weitergeben („Dein Ja sei ein Ja“). Sie werden Konflikte fair klären und ihre Beziehungen versöhnen („Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen“).

Statt an ihrem Eigennutz werden sie sich langfristig und an den berechtigten Interessen der anderen Partner, Kunden, Lieferanten orientieren (auch weil wir die Folgen unseres Tuns langfristig nicht überblicken können). Das ist eine Haltung, die über das Einzelinteresse und über die eigene Gruppe hinausreicht und der Universalethik des Evangeliums entspricht.

Während immer mehr kleine Buddha-Figuren in den Büros von Managern stehen, Moslems in Europa einwandern, aber auch christliche Gastarbeiter nach Saudi-Arabien gehen, sind alle religiösen und weltanschaulichen Vorstellungen weltweit vertreten. Es kommt zu einem Wettbewerb der Religionen und Weltanschauungen, der nicht von Theologen ausgefochten wird oder mit Hilfe der Kalaschnikow, sondern von der Frage: Welche Geisteshaltung kann im Berufsleben besser Kooperationsfähigkeit herstellen? Christentum ist Zukunftsreligion, weil das Evangelium das Wohl aller einschließt, auch jener außerhalb der eigenen Gruppe.

Ausblick für die Kirche: Theologie des Streitens

Dies gilt auch für die Institution: Eine neue innerkirchliche Streitkultur wird zum entscheidenden Prüfstein für die christliche Botschaft. Sie kann ausstrahlen in den Alltag der Firmen und danach in die Konfliktkultur von Familien (was den Anteil an Scheidungen wieder senken, die Familienqualität steigern und die Geburtenrate auf ein ausgeglichenes Niveau erhöhen könnte). Und genau das scheint das Ziel Gottes zu sein: Jesus kam nicht, um „den Frieden zu bringen“, sondern das „Schwert“ (Mt 10,34). Auf jeder Seite des Evangeliums knallt und knistert es. Ob in Kirchengemeinde, Beruf oder als ganze Gesellschaft: Wir müssen lernen, uns mit offenem Visier auseinanderzusetzen, und zwar nach redlichen Methoden, und dabei über die eigenen berechtigten Interessen hinaus das Allgemeinwohl verfolgen.

Die Streitkultur ist der Schlüssel für die meisten innerkirchlichen Probleme: Keiner theologischen oder spirituellen Richtung ist es gelungen, mit ihrer Vision für die ganze Kirche zu stehen. Die individuelle Ausdifferenzierung in der Gesellschaft ist an einem maximalen Punkt angekommen, sodass wieder überindividuelle Ziele und kooperative Verhaltensweisen zunehmen werden, um den Alltag besser bewältigen zu können. Die nächste Generation ist unideologisch und pragmatisch. Eine Vision von Kirche über alle Richtungen hinweg zu schaffen, das bekommt durch die wirtschaftlichen Verluste schlechter Zusammenarbeit im digitalen Zeitalter eine neue Chance – wenn die Streitkultur auf dem Weg dorthin stimmt. In den künftigen Gemeinden werden Laien ihre unterschiedlichen Begabungen einbringen, bekommt das Zusammenwirken in den größeren Pastoralteams und mit den vielen Ehrenamtlichen eine neue Qualität. Jede Diskussion

verändert, lässt uns uns gegenseitig besser kennenlernen und zusammenwachsen. Wir brauchen eine Theologie des Streitens als Weg zu Gott: Nicht Nicht-Streiten ist Frieden, sondern Spannungen offenzulegen und sie einvernehmlich auszutragen: Sich auseinanderzusetzen ist der Weg zum Frieden. Streiten ist besser, als gar nicht miteinander zu reden – wenn der Streit die Gemeinschaft festigt. Mit einer innerkirchlichen Streitkultur, die das gegenseitige Absprechen konstruktiv angeht, gelingt ein neuer Aufbruch für das Evangelium in die Gesellschaft hinein.

In seinem Buch „Himmel 4.0: Wie die digitale Revolution zur Chance für das Evangelium wird" beschreibt Erik Händeler die Chancen für die Kirchen durch die Digitalisierung.

haendeler@kondratieff.biz

www.erik-haendeler.de

Der KKV Bayern (Landesverband der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung e.V.) hat aus den Gedanken von Erik Händeler Zehn Thesen zur Digitalisierung formuliert.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Die Religion muss als zivilgesellschaftliche Kraft ihre Plausibilität für die Welt von heute erweisen

Christian Spieß charakterisiert in seiner kritischen Replik auf die Thesen Erik Händelers die Wirkweisen von Religion als durchaus ambivalent: förderlich wie zerstörerisch. Er spricht sich dagegen aus, das Evangelium in den Dienst ökonomischer Systemrationalität zu nehmen. Nach Spieß geht es eben nicht um die Verabsolutierung der Liebesethik des Christentums als einer partikularen Religionstradition, vielmehr zeigt er die Zivilgesellschaft als den Raum, in dem plurale religiös-weltanschauliche Motivationen, Moralangebote und Sinnstiftungsressourcen dialogisch miteinander ausgehandelt werden können, um zum Gemeinwohl beizutragen.

Dr. Christian Spieß ist Professor für Christliche Sozialwissenschaften und Vorstand des Johannes Schasching SJ Instituts an der Katholischen Privatuniversität Linz.

Foto: © Diözese Linz Appenzeller.

Als Sozialenzyklika der Geschwisterlichkeit und Liebe bezeichnet Papst Franziskus seine Enzyklika *Fratelli tutti*. Große Teile des Inhalts kennen wir zwar schon aus anderen Dokumenten, aber eine aufschlussreiche Zuspitzung ist neu: Die Hervorhebung einer Art Liebesproduktivität der Religionen (also keineswegs nur des Christentums), die die Grundlagen einer neuen Weltordnung sein können, so der Papst. Das Beispiel des barmherzigen Samariters leuchtet hell gegenüber den „Schatten der Abschottung“, die Franziskus in manchen Entwicklungen der gegenwärtigen Welt ausmacht, von der ökonomischen Globalisierung bis zur Migrationspolitik. Neben dem Lukasevangelium zitiert der Papst auch reichhaltig muslimische Quellen, um zu zeigen, welche Kraft den unterschiedlichen Religionen innewohnt, wenn es um die Liebe als Grundlage einer friedlichen Welt geht. Er schlägt in *Fratelli tutti* deutlich den Weg in Richtung der „Weltethos“-Konzeption ein und betont die Übereinstimmung der Weltreligionen über grundlegende Orientierungen wie die „Goldene Regel“, die das Menschenrechtsethos gewissermaßen unterfüttern und eine globale Ordnung stabilisieren können („Kein Weltfriede ohne Religionsfriede“). Das tun sie nicht zuletzt dann, wenn sie den Skandal der globalen Schieflage hinsichtlich Lebenschancen, Entwicklungschancen und extremer sozioökonomischer Ungleichheit kritisieren. Da geht es um jene Phänomene einer globalen Wirtschaftsweise, bei der Menschen nicht einmal mehr ausgebeutet werden, sondern Müll sind, wie es Franziskus in *Evangelii gaudium* formuliert hat: „Diese Wirtschaft tötet“ (EG 53).

Religion und Wirtschaft – zwei Quellen für die Lebensgestaltung?

Ganz anders der Entwurf „Himmel 4.0“ von Erik Händeler. Ihm schwebt offenbar eine Art Vermählung von Religion und Wirtschaft vor: „Es gibt zwei Quellen, aus denen sich die Maßstäbe speisen, wie wir unser Leben gestalten: Religion und Wirtschaft“ (Händeler 2018, 34). Händeler ist überrascht, dass „gerade kirchlich Engagierte die Stirn bei dem Zusammenhang von Glauben und Wirtschaft“ runzeln. „Bisher haben sie Wirtschaftsthemen nur als etwas ‚Böses‘ – etwa Ausbeutung und Umverteilung –, zumindest als moralisch fragwürdig wahrgenommen“ (ebd. 13). Das ist eine erstaunliche Diagnose, hat doch gerade die katholische Soziallehre eine äußerst differenzierte Position zwischen Rechtfertigung des Privateigentums und der Marktwirtschaft einerseits und einer Kritik der Marktwirtschaft andererseits entwickelt. Die großen Sozialenzykliken *Rerum novarum* (1891) und *Quadragesimo anno* (1931) dürften auch heute noch unübertroffen sein im

Hinblick auf eine theoretisch stabile, praktisch relevante und überdies problembewusste Verhältnisbestimmung von Glaube und Wirtschaft, Ethik und Ökonomik, Gemeinwohlverantwortung und ökonomischer Rationalität. Aber diese Tradition, in die auch Papst Franziskus *Fratelli tutti* einordnet (z. B. FT 6), kommt bei Händeler gar nicht vor. Er springt direkt von „Kolping, Wichern und von Ketteler“ („Himmel 1.0“) zum Zweiten Vatikanischen Konzil („Himmel 2.0“) und zum „Engagement für eine global gerechte Welt und ökologische Nachhaltigkeit“ („Himmel 3.0“) (Händeler 2018, 18). Er braucht wohl auch keine aufwendige Verhältnisbestimmung von Ethik und Ökonomik, weil er ohnedies von einer naturwüchsigen Wesensverwandtschaft zwischen christlicher Ethik und kapitalistischer Wirtschaftsweise ausgeht: „Was Politik und Wirtschaft angeht, meine ich, dass die christlich geprägten Kulturräume Wohlstandsvorteile haben, weil die Ethik des Evangeliums sowohl den Einzelnen entfaltet als auch die Interessen zu anderen und zum Gemeinwohl ausbalanciert; ja dass genau nur diese Denkweise zu einer Gesellschaft führt, in der sich der Einzelne nach seinem Gewissen in Freiheit entfalten kann und so die maximalen Ressourcen nachhaltig erzeugt, die man braucht, um materielles Leiden geringzuhalten und Weiterentwicklung zu fördern“ (ebd. 11). Das Christentum jedenfalls ist (in ökonomischer Hinsicht) wachstumsorientiert und sollte „daher die positive Weiterentwicklung einer wachsenden Wirtschaft im digitalen Zeitalter unterstützen“ (Händeler 2020). Es hat dabei den entscheidenden Marktvorteil, ist überhaupt einfach überlegen: „Während immer mehr kleine Buddha-Figuren in den Büros von Managern stehen, Moslems in Europa einwandern, aber auch christliche Gastarbeiter nach Saudi-Arabien gehen, sind alle religiösen und weltanschaulichen Vorstellungen weltweit vertreten. Es kommt zu einem Wettbewerb der Religionen und Weltanschauungen, der nicht von Theologen ausgefochten wird oder mit Hilfe der Kalaschnikow, sondern von der Frage: Welche Geisteshaltung kann im Berufsleben besser Kooperationsfähigkeit herstellen? Christentum ist Zukunftsreligion, weil das Evangelium das Wohl aller einschließt, auch jener außerhalb der eigenen Gruppe“ (ebd.). Kein Zweifel trübt den Glauben an die Funktionalität der ökonomischen Systemrationalität. Gerade in den ökonomischen Krisen „hat nicht die Marktwirtschaft versagt, sondern im Gegenteil bewiesen, wie gut sie funktioniert“ (Händeler 2018, 29). Das muss man den Gläubigen, Kirchenmitarbeitern und Theologen, die nach Händelers Auffassung noch im Dunkeln tappen, erst erklären, weil „deren Lebensunterhalt von Steuern oder gar von Kirchensteuergeldern gedeckt ist“ und sie deshalb „nicht die Zwänge des Überlebens am realen Markt“ kennen (ebd. 38). Einmal abgesehen davon, dass dies die ökonomischen Herausforderungen, vor denen Kirchenmitarbeiter heute häufig stehen, wohl weit verfehlt: Ist es diese Art von Ressentiment gegen andere Menschen, mit dem wir „die Wertvorstellungen in den Köpfen der Menschen verändern [müssen], um ausreichenden Wohlstand im Umgang mit Wissen zu ermöglichen“ (ebd. 41)?

Mehr orthodoxe Wirtschaftsgläubigkeit war nie: „Eine starke Wirtschaft sichert Chancen, dass sich die Menschen mit ihren Gaben entfalten können und die Möglichkeit bekommen, sich in Freiheit für das Gute (oder dagegen) entscheiden zu können – ein Grundanliegen vor Gott. Ein verschleppter Wandel erzeugt Stagnation und Arbeitslosigkeit mit allen Verteilungskämpfen und Krisenerscheinungen“ (Händeler 2020). Wettbewerb ist alles, und das Gemeinwohl erreichen wir offenbar nicht durch eine stabile politische Rahmenordnung, sondern durch eine flexible Wirtschaftsweise, die sich möglichst ungehindert von einem politischen Korsett den Herausforderungen der Zeit anpassen kann.

Kampf (innerhalb) der Kulturen?

Ganz ungewöhnlich wird es dann, wenn Händeler den „Kampf (innerhalb) der Kulturen“ beschreibt, dessen „Fronten“ zwischen den von ihm selbst gebildeten ethischen Kategorien verlaufen: „Gruppenethik (‚Ich mache alles für mein Volk/meine Religion, und wer außerhalb davon steht, darf gnadenlos bekämpft werden‘), Individualethik (‚Ich mache, was ich will, was mir guttut, und

verfolge meine Interessen‘) und Universalethik (‚Ich habe ein echtes Interesse am gleichberechtigten Wohlergehen des anderen und achte seine berechtigten Interessen‘) = Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ (Händeler 2018, 58). Als „Universalethik“ betrachtet Händeler also nicht eine universalistische Ethik im Sinne etwa der Vernunftethik Kants oder des Menschenrechtsethos, einer Ethik der Aufklärung oder wenigstens eines transreligiösen Weltethos, sondern dezidiert das Liebesgebot innerhalb einer bestimmten Religion, nämlich des Christentums. Noch nicht einmal das Judentum, aus dem das Liebesgebot des Evangeliums wohl kommt, wird eingeschlossen. Als „Individualethik“ bezeichnet er nicht eine aus guten Gründen, aus Tugendhaftigkeit oder religiöser Überzeugung generierte moralische Gesinnung, sondern eine rücksichtslose Eigennutzorientierung. Und als „Gruppenethik“ wird nicht eine partikulare Moralität eines bestimmten weltanschaulichen Kollektivs bezeichnet, sondern eine geradezu feindselige Haltung, wobei „sich der Einzelne der Gruppe unterordnet und mit ihr gegen andere Gruppen kämpft – Nationalismus, Nationalsozialismus, Kommunismus, religiöse Gruppenethiken“ (Händeler 2018, 59), alles umstandslos in einem Atemzug.

Werden hier – einmal ganz abgesehen von der eigentümlichen Einteilung der ethischen Kategorien – nicht die tatsächlichen Möglichkeiten der partikularen Moralität einer Religion im Hinblick auf die Weltgestaltung überschätzt? Treten gerade Religionen nicht zumindest ambivalent auf, also beileibe nicht nur aus reicher Liebe schöpfend und Frieden stiftend, sondern nicht selten spaltend und zerstörend? Sind es die partikularen Liebesethiken der Religionen oder nicht doch eher der liberale Universalismus der Menschenrechte, zu deren Anerkennung sich die katholische Kirche erst vor gut 50 Jahren durchringen konnte? Haben etwa die Religionsgemeinschaften Europa den von Religions- und Konfessionskriegen geschundenen Kontinent und die europäischen Nationalstaaten befriedet oder nicht vielmehr die Trennung der Religion von der Politik?

Keine Frage: Die Ethiken der Nächstenliebe, die in verschiedenen Religionen kultiviert wurden (und eben nicht nur im „Evangelium“, wie Händeler immer wieder suggeriert), haben Großartiges hervorgebracht. Aber niemand – vor allem kein gläubiger Mensch – sollte sich einer Illusion hingeben: Religionen sind ambivalente Phänomene, in denen sich positive mit negativen Aspekten vermischen. Religionen bringen Gutes und sie bringen Schlechtes hervor. Sie können für Individuen und Kollektive ein Segen sein und sie können Menschen und Gesellschaften zerstören. Sie haben eine befreiende Kraft und sie üben psychischen Druck aus. Sie ermöglichen die Bewältigung schwerer Lebenskrisen und stürzen Menschen in existenzielle Krisen. Sie können Sinn stiften und vielleicht unverzichtbare Werte tradieren, aber sie können auch durch jahrzehntelange Gewaltausübung politische Gemeinwesen oder ganze Weltregionen zerfressen.

Segensreich wirken religiöse Gruppen und Akteure dann, wenn sie im Rahmen eines übergeordneten Rechtsstaats bzw. eines säkularen Verfassungsstaats diakonisch wirken oder durch Verkündigung und Riten Gemeinschaft stiften und stabilisieren, den Menschen Sinnangebote machen und die Kontingenzen des Lebens bewältigen helfen. Hinter bestimmte Markierungen des Zweiten Vatikanischen Konzils sollten Katholik*innen nicht zurückfallen: nicht hinter die Erkenntnis, dass auch in anderen Religionen Heil zu erfahren ist, nicht hinter die Anerkennung liberaler Menschenrechte, nicht hinter die Trennung von Religion und Politik sowie nicht hinter den Vorrang universeller Grundrechte gegenüber partikularen (also auch allen religiösen) Moralauffassungen. Im Rahmen weltanschaulich pluraler Gesellschaften, als zivilgesellschaftliche Akteure, auch als Teilnehmende an politischen Selbstverständigungsprozessen mögen Religionsgemeinschaften unverzichtbare Beiträge leisten. Aber die Gestaltung der politischen Ordnung – sei es im nationalstaatlichen Rahmen, auf kontinentaler Ebene oder in der globalen Perspektive einer Weltfriedensordnung – sollte man den Religionen nicht überlassen.

Die Zivilgesellschaft als Ort der öffentlichen Religion in der Welt von heute

Eigentlich haben kirchliche Verbände, Vereine, Organisationen und Gemeinden eine ganz gute Rolle im säkularen Verfassungsstaat und in der pluralen Gesellschaft gefunden, freilich weniger der ökonomischen Systemrationalität folgend als auf der Basis der Idee einer aufgeklärten Zivilgesellschaft. Mit dem Verzicht auf einen politischen Machtanspruch (und damit auch mit dem Verzicht auf den Anspruch, im Besitz einer alle anderen selig machenden Moral zu sein) ändert sich der „Ort" der Religion in modernen Gesellschaften. Religion wird aus der Sphäre der Politik und der politischen Öffentlichkeit zunächst grundsätzlich in die „Privatheit" gedrängt. Diese Privatisierungstendenz wird im Rahmen der Debatte um die verzweigten Dynamiken der Säkularisierung unterschiedlich beurteilt. Wenn auch grundsätzlich weiterhin von einer Privatisierungstendenz auszugehen ist, sind umgekehrt Prozesse der „Entprivatisierung der Religion" zu beobachten. Und gerade dabei kommt das Konzept der Zivilgesellschaft ins Spiel. Die Zivilgesellschaft hat sich als ein von Politik und Wirtschaft getrennter Bereich der freien Kooperation von Personen, Bewegungen, Organisationen etc. etabliert. In dieser Kooperation sind die Akteure nicht (in erster Linie) durch die Verfolgung von Eigeninteressen bewegt, sondern verfolgen unterschiedliche Überzeugungen, Ideale, Werte etc. Häufig sind zivilgesellschaftliche Aktivitäten sogar stark normativ aufgeladen (etwa Kapitalismuskritik, Solidarität mit benachteiligten Personen, Globalisierungskritik, Kritik der Umweltzerstörung etc.). Insoweit und darüber hinaus implizieren zivilgesellschaftliche Interaktionen auch einen politischen Bezug, ohne freilich Teil der Politik im engeren Sinne zu sein. Es gibt also eine hohe Übereinstimmung mit Aktivitäten, die üblicherweise mit der Praxis von Religionsgemeinschaften verbunden sind. Die Zivilgesellschaft ist auf im privaten oder lebensweltlichen Bereich wurzelnde moralische Ressourcen, semantische Potentiale und kulturelle Traditionen angewiesen, die ein ausgeprägtes Interesse und eine Orientierung am Gemeinwohl hervorbringen. Religiöse Traditionen können entsprechend – aus dem privaten Bereich heraustretend – ihre Vorstellungen von Gemeinwohl, Gerechtigkeit, Solidarität und gutem Leben in den öffentlichen Diskurs einbringen. Damit bietet die Zivilgesellschaft eine Sphäre, in der religiöse Motive sich entfalten können, ohne in problematischer Weise unmittelbar in den Bereich der Politik hineinzuragen, und ganz ohne den Anspruch, für das ganze Gemeinwesen vorbildlich sein zu müssen (vgl. Casanova 1994). Vielmehr bieten liberale Verfassungsdemokratien eine Sphäre der Freiheitsspielräume für unterschiedliche partikulare Moralitäten, für divergierende „Ideen des guten Lebens". Deshalb ist neben der Pflege der je eigenen Moralität einer Religionsgemeinschaft die vorbehaltlose Anerkennung der übergeordneten, rechtlich eingehegten Sphäre der Gerechtigkeit nötig. Diese – letztlich in den liberalen politischen Philosophien der Moderne, nicht in der Liebesethik irgendeiner Religion fußende – universelle Ethik und das daraus resultierende Rechtssystem garantieren ein gedeihliches Zusammenleben auch unterschiedlicher Weltanschauungen und Lebensformen.

Die christlichen Organisationen waren klug, sich früh (viel früher als das kirchliche Lehramt) mit diesen Standards des modernen Pluralismus zu arrangieren und auch früh demokratische und freiheitliche Instrumente in die eigene Struktur oder Praxis zu übernehmen. Sie haben damit nicht nur ihre eigene Funktionalität erhöht, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Modernisierung der katholischen Kirche geleistet (vgl. Gabriel/Spieß/Winkler 2016, 245–282). Die Annäherung an moderne Formen der Deliberation, also der Aushandlung unterschiedlicher Überzeugungen, Ansprüche und Interessen in möglichst herrschaftsarm strukturierten Diskursen mit entsprechend festgelegten Verfahren, dürfte jedenfalls die vielversprechendere Weise der kontroversen Auseinandersetzung sein als die bloße theologische Rückbesinnung auf das Gebot der Nächstenliebe. Wir anerkennen die Ansprüche, Lebensformen und Überzeugungen anderer ja nicht, weil wir sie lieben, sondern weil sie schlicht – ganz unabhängig von unserer Liebe – einen unbedingten Anspruch

darauf haben.

Die Zivilgesellschaft bietet religiösen Gruppen und Organisationen einen Ort der Entfaltung und Aktivität, der Konfrontation und Kooperation, des manchmal auch kämpferischen Engagements und des solidarischen Handelns. „Nach der Privatisierung“ finden Religionen in der Zivilgesellschaft einen öffentlichen Ort. Damit können Religionen auch sinnstiftende Ressourcen ihrer Traditionen bereitstellen, von denen die Qualität des Gemeinwesens profitieren kann. Überzeugend und attraktiv ist christliche Praxis schlicht dann, wenn sie „in der Welt von heute“ *(Gaudium et spes)* plausibel ist. Ist es also plausibel, wie wir in der Kirche Frauen von Männern unterscheiden? Ist es plausibel, wie wir mit dem Missbrauchsskandal umgehen? Ist es plausibel, wie Gemeinden mit Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen umgehen? Sind die Transzendenzangebote der Kirche plausibel oder gibt es außerhalb der (organisierten) Religion längst plausiblere Angebote der Transzendenz, der Spiritualität, der Kontingenzbewältigung? Ist es plausibel, wie die Caritas ihre mannigfaltigen Aufgaben im Sozialstaat und in der Sozialen Arbeit wahrnimmt? – Schon diese kurze Aufzählung zeigt: In vieler Hinsicht ist die Praxis der Kirche plausibel, in anderer Hinsicht vielleicht nicht. Eher unabhängig von der „digitalen Revolution“ muss es der Kirche mit ihren Gemeinden, Vereinen und Verbänden darum gehen, christliche bzw. kirchliche Praxis nachvollziehbar und verständlich zu machen; dann kann sie auch überzeugend und anziehend sein.

Literatur

Casanova, José, Public Religions in the Modern World, Chicago/London 1994.

Gabriel, Karl/Spieß, Christian/Winkler, Katja, Wie fand der Katholizismus zur Religionsfreiheit? Faktoren der Erneuerung der katholischen Kirche, Paderborn 2016.

Händeler, Erik, Himmel 4.0. Wie die digitale Revolution zur Chance für das Evangelium wird, Moers ^{2}2018.

Händeler, Erik, Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt. Gemeinden als Vorbild im Zusammenwirken?, in: εὐangel 11 (3/2020).

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Universalethik und das Evangelium

Erik Händeler nimmt Stellung zur Response von Christian Spieß auf seinen Beitrag. Der vorliegende Disput, in dem offenkundig sehr gegensätzliche Auffassungen aufeinanderprallen, zeigt, wie schwierig es ist, wenn unterschiedliche „Kulturen“ von Erfahrungen, des Denkens und Sprechens miteinander in Kommunikation treten. Gerade deshalb soll der Diskurs hier in euangel versucht werden.

Wenig von dem, was der Rezensent schreibt, kommt in meinem Beitrag vor; an einigen Stellen unterstellt und projiziert er Haltungen und Aussagen, die ich so weder geschrieben habe noch vertrete.

Die zentrale Aussage meines Essays ist: Menschen müssen heute und zukünftig mehr als früher über ihren Nutzenhorizont, ihre Ethik reflektieren, wenn sie mit Wissen und anderen Menschen zusammenarbeiten. In ihrem Tun zeigen sie ihre Werthaltung; in ihrem Verhalten im ganz normalen Berufsleben prallen ihre weltanschaulichen Vorstellungen aufeinander. Vor Gott ist dabei der konfessionelle Stempel als Etikett nicht entscheidend, sondern die Haltung, aus der das Tun erwächst. Diese Strukturveränderung von Arbeit ergibt einerseits neue Chancen, das Evangelium zu thematisieren. Und sie wirkt andererseits auf die innerkirchliche Reform: Umgangskultur und Strukturen der Wissensarbeit könnten sich in die Gemeinden und in die Kirche hinein entwickeln; in eine Kirche, in der Wahrheit – etwa beim sexuellen Missbrauch – nicht immer an erster Stelle steht und einige Strukturen – siehe die aktuellen Vatikan-Skandale – tief korrumpiert sind.

Ich meine, für die meisten Menschen könnte hier vor allem die theologische Frage interessant sein, ob es letztlich das eigene Verhalten gegenüber anderen ist, die einem die Gemeinschaft mit Gott nach dem Tod ermöglicht. Ob dann gruppenethische Trump-Christen vielleicht gar keine „richtigen“ Christen sind? Oder polnische Nationalkatholiken? Oder Bischöfe, denen Gesichtswahrung beim sexuellen Missbrauch wichtiger zu sein scheint als Wahrheit? Und taugen Organisationsmuster der Wissensarbeit überhaupt für eine neue Kirchenstruktur? Sind diese Zusammenhänge eine Chance, Glauben aus dem Privaten in die Mitte der gesellschaftlichen Debatte zu befördern? Und wenn es eine Wirtschaftskrise gibt: Was kann der Beitrag der Christen zu ihrer Lösung sein? Darüber könnte man diskutieren. Der Rezensent geht leider auf die Hauptthemen meines Artikels nicht ein, schreibt dagegen über Pluralismus oder Staats-Kirchen-Verhältnis. Er hat seine eigene Sicht auf Begriffe wie „Wettbewerb“ und „Markt“, ohne auf den Kontext einzugehen, in dem sie bei mir stehen. Erhellend ist sein Beitrag dennoch, weil er den Zustand eines Teils der Theologie gut widerspiegelt.

Religion und Wirtschaft bedingen einander

Seine Behauptung, Religion weise weit über Wirtschaft und Politik hinaus, ist m. E. nicht stichhaltig: Die Menschen sind am Montag keine anderen als am Sonntag. Die Wirklichkeit ist etwas Ganzes. Es gibt keine Trennung von Wirtschaft, Politik und Religion: Denn das, was wir als wichtig und wertvoll erachten, bestimmt unser Handeln – also auch in der Wirtschaft und in der Politik. Warum sind Wissenschaft und Wohlstand in Europa entstanden? Die griechischen Philosophen und die fernöstlichen Religionen gingen davon aus, es gebe keine Wirklichkeit. Das Christentum dagegen schon. Wenn es aber Wirklichkeit gibt, kann man sie erkennen – das ist der Anstoß, der in Europa zur

Erik Händeler studierte Volkswirtschaft und Wirtschaftspolitik und arbeitet als freier Wirtschaftsjournalist, Buchautor und Zukunftsforscher.

Foto: © Martin Wiesler, Linz.

wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit führte. Religiöse Innovation veränderte den Zustand der materiellen Versorgung. Religion existiert nicht unabhängig neben Wirtschaft und Politik.

Zwar gab es auch in Indien vom Wind angetriebene Mühlen. Aber nur, um Gebetsmühlen anzutreiben, die Mantras drehen, damit der Geist des Menschen leer werde. In Europa hingegen trieben Windmühlen in den Benediktinerklöstern alles Mögliche an, damit die Mönche mehr Zeit zum Beten und genug Ressourcen hätten, um sich und andere zu versorgen. Warum entstanden die Industrialisierung und der Kapitalismus in den evangelischen Regionen? Nach Max Weber deshalb, weil das Mitwirken an der Schöpfung Gottes ein Teil des Schatzes im Himmel wurde, anstatt nur beim Gebet zu verbleiben. Heute gilt die höhere Alphabetisierung der Protestanten als Grund für deren höhere Wirtschaftsleistung. Aber das hat ja auch wieder den religiösen Hintergrund, die Bibel selber lesen zu wollen, während der katholische Pfarrer damals seinen Schäfchen sagte, das bräuchten sie nicht, das erkläre er ihnen.

Auch die Konzepte unserer demokratischen Ordnung sowie der sozialen Marktwirtschaft beruhen auf einem christlichen Menschenbild von Freiheit und sozialer Mit-Verantwortung für das Ganze. Der Publizist Andreas Püttmann hat in seinem Bestseller „Gesellschaft ohne Gott“ beschrieben, was mit Staat, Rechtsprechung und Wohlstand passiert, wenn die christlichen Voraussetzungen nicht mehr gegeben sind. Nein, Religion, Wirtschaft und Politik sind in einem gemeinsamen System miteinander verbunden. Das ist ja das wichtigste Argument gegen Küngs Weltethos: Die weltweit unterschiedliche Verfasstheit von Wirtschaft und Politik zeigt meiner Meinung nach, dass die Religionen/Weltanschauungen eben nicht gleich sind. Nur wenn jemand das Faktum akzeptiert, dass sich Religion und Wirtschaft gegenseitig beeinflussen und bedingen, kann man überhaupt weiterdiskutieren über die aktuelle Frage, um die es in meinem Beitrag geht: Was passiert mit uns als Christen in der Kirchengemeinde, was passiert mit uns als Bürgern mit unserem Umfeld, wenn sich die Digitalisierung ausbreitet?

In einem Unternehmen sprach nach meinem Vortrag ein Shaolin-Trainer, der sagte, wir sollten die Vorgänge um uns herum nicht bewerten. Ich entgegnete, man brauche doch Orientierung, und wenn einer seinen Kollegen mobbe, schade dies der Firma und sei ungerecht, deswegen müsse man einschreiten. Er widersprach, das ginge mich nichts an. Es macht eben einen Unterschied, ob man an Karma glaubt, das man vermeiden will, oder ob man sich als Christ für seine Umwelt verantwortlich fühlt und einschreitet – selbst auf die Gefahr hin, dabei schuldig zu werden. Der Glaube macht den Unterschied, aber der ist bei jedem Menschen individuell anders.

Universalethik ist nicht gewalttätig

In meinem Artikel steht an keiner Stelle, dass Religion an sich friedlich ist. Es wird unterschieden zwischen Gruppen-, Individual- und Universalethik. Hier geht es um die kooperative Haltung des Evangeliums und um die produktive Zusammenarbeit. Der Rezensent vertritt die These, dass erst die Trennung von Religion und Staat Friede bringe. Demnach müsse man nur den Glauben zurückdrängen, die Kirche aus der öffentlichen Auseinandersetzung herausnehmen, und dann kehre Ruhe ein. Dass die Trennung von Religion und Politik Europa befriedet habe, kann m. E. eine ernsthafte historische Betrachtung nicht bestätigen. Auf die Französische Revolution mit ihrem Laizismus folgte Napoleon, der ganz Europa sowie Nordafrika mit Krieg überzog, weil er sich nur mit Krieg an der Macht halten konnte. Das von den weltlichen Machthabern erfundene Gottesgnadentum wurde abgelöst von der Selbstlegitimation des Schlachtensiegers.

Kriege haben vor allem mit Macht zu tun: Zu den Kreuzzügen kam es, weil das Reich von Byzanz gegen die Muslime immer mehr Gebiete verlor und um Hilfe bat; die Reformation entstand, weil die deutschen Landesfürsten ihre Macht konsolidieren und kein Geld mehr aus ihrem Land nach Rom fließen lassen wollten; der Dreißigjährige Krieg begann, weil es um die Macht ging und darum, welche der beiden Parteien die Mehrheit unter den Kurfürsten bekäme, den Kaiser zu wählen; dann wollten die

Schweden nicht, dass Habsburgs Macht bis zur Ostsee reichte, und die katholischen Franzosen schickten ihre Truppen, damit das Nachbarland auch in Zukunft zersplittert und schwach sei – Religion als Universalethik ist nicht die Ursache für Gewalt. Das 19. und das 20. Jahrhundert zeigen doch, dass kein Werte-Vakuum entsteht, wenn man Religion aus der Öffentlichkeit und aus dem Leben verdrängt. Stattdessen nehmen säkulare Heilslehren den Platz der Religionen ein, siehe Nationalsozialismus und Kommunismus, mit den bekannten gewalttätigen Folgen weit über den Machtmissbrauch von Religion hinaus.

Gruppenethik ist bei Wissensarbeit nicht produktiv

An keiner Stelle habe ich anderen Religionen auch universalethische Möglichkeiten abgesprochen, und in meinem Artikel sind die destruktiven Erscheinungsweisen von (auch christlicher) Religion als Gruppenethik und Individualismus genannt, obwohl Herr Spieß anderes behauptet.

Die Aussage meines Artikels ist, dass die Wissensarbeit alle Kulturen unter Druck setzt, kooperativer zu werden. Ihre bisherigen gruppenethischen Haltungen sind gezwungen, sich zu verändern: Individuelle Freiheit muss ermöglicht werden, Individuen müssen über ihren Eigennutz hinaus kooperieren. Natürlich können sich Einzelne oder ganze Kulturen auch dafür entscheiden, gruppenethisch zu bleiben und das Individuum zu unterdrücken. Aber dann werden sie komplexere Wissensarbeit nicht leisten können und nicht über 200 bis 500 Euro Wertschöpfung pro Monat und Arbeitenden hinauskommen. Nur mit einer Universalethik kann sich Wirtschaft und Gesellschaft weiterentwickeln. Und wenn es im Christentum auch eine Gruppenethik wie bei den „Legionären Christi“ oder evangelikalen Trump-Unterstützern sowie den Ellenbogen-Individualismus gibt: Das Evangelium und die Botschaft Gottes, um die es in meinem Artikel geht, weisen über den Einzelnen und über die Gruppe hinaus: Gottes- und Nächstenliebe sind Universalethik.

Wenn sich andere Kulturen universalethisch verhalten, dann ist das kein Widerspruch, wie der Rezensent meint, sondern im Sinne des Evangeliums. Der Schwerpunkt dort ist jedoch anders: Das diskriminierende Kastenwesen, am eigenen Karma orientierte Buddhisten und auch die islamische Umma vertreten nach meiner Auffassung keine Universalethik – je nachdem, wie jemand individuell lebt. Breite Bildung für alle, Wissenschaft, Gleichberechtigung der Frau, Menschenrechte: Es war die Universalethik, die aus dem Christentum kommt, die die Welt verändert hat, auch wenn diese Haltungen in anderen Religionen zunehmend mitgetragen werden. Die unbedingte Menschenwürde, wie sie etwa das Grundgesetz formuliert, ist die säkularisierte Form der Gottesebenbildlichkeit. Oder anders formuliert: Auch der Christ erkennt die Ansprüche anderer Menschen nicht an, weil er sie liebt, sondern weil sie Gottes Ebenbild sind. Spieß nivelliert die Unterschiede zwischen Religionen. Alles, was er über andere Religionen sagt, kann so von allen Weltanschauungen gesagt werden. Er macht – und damit stimme ich nicht überein – den Liberalismus zur Über-Weltanschauung, die über andere Überzeugungen urteilen darf.

Pluralismus, Markt und Wettbewerb

Der Rezensent behauptet, ich wolle der Gesellschaft eine bestimmte Religion oder Ethik vorgeben. Diese liegt m. E. jedoch in den Erfordernissen der Arbeit und der Freiheit des Menschen, sie umzusetzen oder nicht. Mir geht es um das individuelle Verhalten, er macht daraus ein institutionelles Thema (Staats-Kirchen-Verhältnis). Für ihn sind Markt und Wettbewerb nicht eine Beschreibung der Wirklichkeit, sondern Ideologie. Religion sollte vom Staat eingehegt werden, weil sie destruktiv sein kann. Als stellvertretender Landesvorsitzender des KKV (Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung) in Bayern kenne ich ein Gegenbeispiel: Der Verband hat sich gerade gegen den Staat gegründet, als Bismarck die Katholiken unterdrückte. Auch die Christen im alten Rom haben ja nicht deshalb segensreich gewirkt, weil der römische Staat ihnen die Rahmenbedingungen dafür gab. Hier widerspreche ich Spieß. Er genehmigt der Religion nur die Rolle, diakonisch zu wirken und Sinn zu stiften, um den Staat zu stabilisieren.

Die Gesellschaft besteht zwar aus einzelnen Menschen und Gruppen. Sie müssen sich aber auf Regeln und Maßnahmen einigen, die alle gemeinsam betreffen. Wir haben Interessen und Gestaltungszwänge, die über den Einzelnen hinausgehen. Deswegen kann nicht jeder in sein Zimmer gehen, die Tür hinter sich schließen und nach eigener Façon selig werden. Wir müssen uns auseinandersetzen und aneinander reiben, was bei übergeordneten Projekten für alle das Beste ist. Jeder Bauernverband möchte seine Interessen durchsetzen und wird es da und dort auch schaffen, wenn er Mehrheiten findet.

Der Rezensent tut so, als ob es den Pluralismus verletze, eine eigene Meinung und einen eigenen Vorschlag für alle zu haben. Pluralismus heißt aber nicht, dass niemand einen eigenen Standpunkt haben darf, weil er sonst intolerant sei.

Wirklichkeit, nicht Markt-Ideologie

Aus dem Zusammenhang reißt der Rezensent Zitate aus meinem Buch, die manche Theologen als wirtschaftsfeindlich darstellen (ohne zu erklären, warum), um dann genau das zu tun, was ich beschreibe: meinen Thesen zu unterstellen, hier würde Glauben missbraucht, damit die Wirtschaft funktioniert, also Glauben „systemimmanent“ zu verwerten. Nichts davon steht in dem Artikel oder in meinen Büchern.

Es ist vielmehr so: Firmen, deren Mitarbeiter besser zusammenarbeiten, überleben am Markt, anders als früher, als die Produktivität mehr von Maschinen als von Geistesleistung abhing. Wenn nun Technik, Kapital und Wissen überall in der Welt gleich vorhanden sind, ist der einzige Unterschied, wie konstruktiv Wissensarbeiter zusammenarbeiten. Ich sehe das als einen Fakt; mit „Marktgläubigkeit“, die der Rezensent daraus macht, hat das nichts zu tun.

Für den Rezensenten ist Wettbewerb, den ich als Wirkmechanismus voraussetze, offenbar böse und verwerflich. Dabei ist geregelter Wettbewerb konstituierend für die soziale Marktwirtschaft, so wie in der Politik. Das gehört zum Konzept einer freien Gesellschaft. Will der Rezensent Monopole? Oder dass eine Verwaltung Ressourcen zuteilt? Nur wenn jemand die Freiheit hat, in einer Firma die Organisation und die Prozesse zu kritisieren, das Unternehmen zu verlassen und es selber zu versuchen, es draußen besser zu machen, dann gibt es Fortschritt, dann werden die Ressourcen einer Gesellschaft effizient genutzt. Das Gegenteil von Wettbewerb wäre es, Menschen zu verbieten, bessere Ideen auszuprobieren. Spieß’ Ausführungen sind gezeichnet von einer problematischen Gleichsetzung von Marktwirtschaft (als einer Wirtschaftsform) und Kapitalismus resp. Marktradikalismus (als einer Ideologie).

Auch bei anderen Theologieprofessoren habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht – das ist der Zusammenhang, den der Rezensent zitiert: Dass Leute, die ihren Lebensunterhalt aus Steuermitteln oder – noch verwegener – aus Kirchensteuermitteln beziehen, Wirtschaft oft nur unter der Überschrift von Profitgier, Ausbeutung und Umverteilung diskutieren. Wer wie ich täglich den Newsletter von Radio Vatikan liest, weiß, dass Papst Franziskus auch immer wieder die würdigt, die sich um das materielle Wohl der Menschen kümmern. Auch als Christ habe ich ein Interesse an einer funktionierenden Wirtschaft. Nicht, damit jeder seinen SUV vor der Garage stehen hat. Auch als Christ möchte ich, dass meine Eltern gut gepflegt werden, dass ich beim Zahnarzt das neueste „Zeug“ bekomme und meine drei Kinder eine gute Ausbildung. Als Christen wollen wir die arme Welt entwickeln, die Energie umbauen und das Klima schützen, und das geht nur, wenn wir uns für eine produktive Wirtschaft im Umgang mit Wissen einsetzen.

Dazu kommt das Thema Wirtschaftskrise, das ich mit den Kondratieffzyklen hauptberuflich thematisiere. Obwohl der Begriff „Marktversagen“ in meinem Artikel gar nicht vorkommt, greife ich ihn doch auf, weil der Rezensent ihn in einem Buch von mir gelesen hat und thematisiert. Der Zusammenhang, um den es geht, ist: Grundlegende Erfindungen wie Dampfmaschine, Eisenbahn, elektrischer Strom, Automobil oder zuletzt der Computer bringen die Gesellschaft auf ein neues Wohlstandsniveau. Wenn die Eisenbahnen aber gebaut sind, gibt es nichts mehr zu investieren, die Zinsen gehen gegen Null, das

freie Geld an die Börse, die dann „crasht“, und es folgen 20 Jahre Krise. Produktionsfaktoren wachsen nicht gleichmäßig mit der Wirtschaft, deswegen verändern sie ihre Kostenverhältnisse untereinander. Bis einer der Produktionsfaktoren so knapp wird, dass er kurzfristig nicht zu vermehren ist und eine Wirtschaftskrise auslöst. Das ist kein Marktversagen, vielmehr ist eine solche Krise dann realwirtschaftlich verursacht.

Im Gegenteil: Nur wenn ein freier Markt durch steigende Preise einen realistischen Blick ermöglicht, welche Produktionsfaktoren knapp werden, können Unternehmen und Politik gegensteuern, vor allem mit Innovationen. Als die Engländer nicht mehr hinterherkamen, Bergwerke zu entwässern, musste James Watt in deren Auftrag die Dampfmaschine entwickeln. Als Transporte auf Eselskarren über schlechte Wege die größte Knappheit darstellten, musste die Eisenbahn gebaut werden. Als es zu aufwändig wurde, die steigende Wissensflut mit Karteikarten zu organisieren, musste der Computer vorangebracht werden. Und jetzt, wo es um die Arbeit mit unscharfem, unstrukturiertem Wissen zwischen Menschen geht, da droht wieder eine schwere Wirtschaftskrise, weil uns Maschinen nicht mehr nennenswert produktiver machen, das Verhalten im Berufsleben jedoch noch aus der Industriegesellschaft stammt und nicht ausreichend produktiv ist.

Zum Schluss: Vom Kulturunterschied in Wirtschaft und Kirche/universitärer Theologie

Wenn ich in der Wirtschaft spreche, gibt es auch Unternehmer oder Führungskräfte, die mich als Person oder meine Inhalte ablehnen. Dafür werden sie aber keine Zeit verschwenden. Sie werden das herausfiltern, was für sie vielleicht doch inspirierend und nützlich ist. Eine Idee, die gut ist, wird nicht zerstört, weil sie noch nicht fertig durchdacht wäre oder Fehler hätte; sie wird aufgenommen und gemeinsam weiterentwickelt. Es wird getrennt zwischen Inhalt und Person, so dass jemand nicht als Person beschädigt ist, wenn seine Idee nicht in Gänze ankommt. In der Wirtschaft sind (mittelständische) Unternehmen meist eine Gemeinschaft von Menschen, die zusammen am Markt überleben wollen. Deswegen hat die Wirtschaft nach meiner Auffassung derzeit eine weit bessere Umgangskultur als viele Akteure in der Kirche und speziell der universitären Theologie, wo ich das weithin anders, näherhin destruktiver wahrnehme. Ich verstehe mich als einen Missionar, als einen Botschafter des Evangeliums. Wenn ich als Redner vor säkularem Publikum auftrete, dann mache ich Glauben ganz neutral zum Thema, bin Eisbrecher für ein Thema, das sonst in den privaten Raum abgeschoben wird. Wenn ich in Kirchengemeinden die These in den Raum stelle, dass sich die Frohe Botschaft erst jetzt in der Wissensgesellschaft richtig entfalten kann, entsteht eine lebendige Debatte darüber, was genau denn diese Frohe Botschaft sei. Da ist jeder selber gefordert, sie für sich zu formulieren, da entstehen neue Glaubenseinsichten und Energien, in der Gemeinde und im Berufsalltag neu zu wirken. Was für ein Schatz an Leben! Das wünsche ich mir auch für den Diskurs mit der theologischen Fachwissenschaft. Dieser vorliegende Disput zeigt, wie kontrovers sich darüber diskutieren lässt. Nur durch Reibung kann ein lebendiger Glaube entstehen. Ich freue mich auf diese Diskussionen.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Die Mystische Kirche

Manifest zur Neugründung der westlichen Kirchen in den mystischen Anfängen des Christentums

Die evangelische Theologin Sabine Bobert propagiert eine neue Reformation des Christentums, die aus der Mystik und aus monastischen Traditionen der Kontemplation und Meditation schöpft. Ihr Ansatz der „Mystischen Kirche“ ist geprägt von Wahrnehmungsschulung und einer Öffnung für das Leben.

Dr. Sabine Bobert ist Professorin für Praktische Theologie mit Schwerpunkt Diakonik, Poimenik und Christliche Publizistik an der Christian-Albrechts-Universität Kiel.

Einleitung: Mystik ist …

- … die Kunst einer hochgradig verfeinerten Wahrnehmung
- … die Wahrnehmung der Gegenwart Gottes in allen Dingen und Prozessen („Ich sehe was, was du nicht siehst“)
- … das Verschmelzen von Transzendenz und Immanenz, Jenseits und Diesseits, das Wiederaufschließen des „Paradieses“ hier und jetzt
- … das Tor zu deinem vollen Entwicklungspotenzial
- … die Weiterentwicklung der Gesellschaft aus dem Überlebenskampf heraus zu lebendigen Netzwerken
- … die ursprüngliche Gestalt des Christentums. Jesus war Mystiker.

1. Jesus als Stifter der Mystischen Kirche

Die Mystische Kirche ist die Kirche, die die Anfänge des Christentums ernst nimmt und bis in die Gegenwart hinein fortführt. Das Christentum entfaltet sich in der Mystik.

Jesus als Religionsstifter wollte die Menschen auf sein Entwicklungsniveau anheben: Er brachte den Menschen Erlösung durch Mystik. Mystik ist das Erwachen des menschlichen Bewusstseins zu seinem vollen Potenzial. Mystik ist die Öffnung des Herzens für die Fülle des Verbundenseins mit dem Lebendigen. Mystik ist im Rahmen des Christentums Inkarnation: Es ist die Verkörperung unsterblichen Bewusstseins in Raum und Zeit. Der menschliche Körper dient der Gestaltungsfreiheit.

Mystik ist Aufwachen für die Wahrheit. „Wahrheit“ im mystischen Sinne hängt eng mit „Wahrnehmen“ zusammen. Die spekulative Wahrheit und die Aussagen-Wahrheit im Sinne von *adaequatio intellectus ad rem* (antike Wahrheits-Definition: Übereinstimmung zwischen Aussage und Sache) sind nur von ihr abgeleitete Wahrheiten. Der Mystiker/die Mystikerin strebt vielmehr danach, im Fluss der Wahrnehmung zu leben. Daher betrachtet er/sie die abgeleitete Aussagen-Wahrheit als rasch veraltend. Die gestrige Wahrnehmung kann, zur Aussage geronnen, die heutige Wahrnehmung verdunkeln.

2. Wahrnehmungsschulung als Hauptaufgabe der Kirche

Der katholische Theologe Karl Rahner stellt der Kirche das Entwicklungsprogramm vor Augen: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein, einer der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“ Um diese Erfahrungen von Mystikerinnen und Mystikern zu ermöglichen, ist es wichtig, die Wahrnehmung der Christinnen und Christen zu schulen. Wahrnehmung ist etwas anderes als Belehrung. Belehren ist das Vermitteln von Sätzen, Dogmen und Überzeugungen. Wahrnehmen meint: Ich rieche, schmecke, sehe, höre, spüre … Das Wahrnehmen bezieht sich im Alltag auf Sinnliches und in der Mystik auf die Ebene, die in der Gegenwartskultur mit dem sogenannten „sechsten Sinn“ oder dem „Übersinnlichen“ verbunden wird. Das scheinbar „Übersinnliche“ ist aber nicht das Absurde. Es ist lediglich diejenige Sinnesdimension, die dem oberflächlichen Betrachter verborgen

bleibt. Nehmen wir als Beispiel eine Katze oder eine Eule: Diese Tiere sehen etwas im Dunkeln, was Menschen mit ihren Augen – ohne Unterstützung von Infrarotsicht – nicht sehen können. Oder eine Fledermaus: Sie orientiert sich mit Hilfe von Echoortung, einem Biosonar. Sie ist im Unterschied zum Menschen in der Lage, hochfrequenten Schall wahrzunehmen. Ähnlich ist die Wahrnehmung des scheinbar „Übersinnlichen“ in der Mystik zu verstehen. Die Fähigkeiten von Mystikerinnen und Mystikern sind in jedem Menschen angelegt. Es handelt sich um eine gründlichere, vertiefte Wahrnehmungsform gegenüber dem raschen Alltagsblick und einem oberflächlichen Meinen und Vorwissen.

Der Alltagsmensch hat – spätestens seit seiner Schulbildung – seinen Lebensschwerpunkt von der Wahrnehmung hinein in Phantasien und Konzepte verlagert. Die Kirche kann wichtige Beiträge dazu leisten, diese hinderliche Schwerpunktverlagerung wieder zu Gunsten der Wahrnehmung des „Hier und Jetzt“ zu verschieben. Die Mystische Kirche lebt nicht vorrangig in der Lehre oder Belehrung. Sie lebt in der Wahrnehmung des Hier und Jetzt. Hier und jetzt erscheint Gott oder das Göttliche. Mit Ignatius von Loyola geht es bei Spiritualität darum, Gott in allen Dingen zu suchen und zu finden.

Die Mystische Kirche sieht ihre Hauptaufgabe in der Wahrnehmungsschulung durch Vermittlung überlieferter und neuer Meditationsmethoden (vgl. Bobert 2011). Solche Meditationsmethoden reichen von der klassischen Sitzmeditation bis hin zu breit gefächerter Achtsamkeitsschulung für den westlichen Alltag. Eine christliche Kernmethode zur Wahrnehmungsschulung ist das christlich-orthodoxe Jesusgebet bzw. Herzensgebet. Die Bibeltexte werden als Einweisung in die Wahrnehmung der Gegenwart Gottes verstanden. Das „Reich Gottes“ ist ein Bewusstseinszustand, der in allen Menschen angelegt ist. In diesem Bewusstseinszustand wird die Gegenwart Gottes in allen Dingen und Ereignissen transparent. Jesus ist der Verkünder und Verbreiter dieses Bewusstseinszustandes. Die Bibel nennt diesen Bewusstseinszustand auch „Heiliger Geist“. Dieser „Heilige Geist“ geht von Jesus und von der göttlichen Quelle, dem „Vater“, gleichzeitig aus (Dies wird auch im Glaubensbekenntnis von Chalcedon als *filioque* so gelehrt). Der „heilige“ Geist ist der göttlich klar gewordene Geist des Menschen. Er erlangt ihn in der Vereinigung mit der göttlichen Quelle allen Bewusstseins. Im Kultur-Zustand ist der menschliche Geist von Überlebenskampf-Emotionen und einer Überlast von falschen, unwahren Gedankenformen wie verstopft und vermüllt. Indem der Mensch zunehmend begreift, dass er nicht in erster Linie „die Form“ ist, sondern dass er reinem göttlichen Bewusstsein entstammt und aus dieser Quelle alle Erneuerung erfährt, identifiziert und beengt er sich immer weniger durch kulturelle Formen. In innerer Distanz, zunehmend mit Gott geeint, spielt er kreativ mit ihnen und wird so zum kulturellen Erneuerer.

Mit diesem Bewusstseinszustand eines zunehmend geheiligten, gereinigten Bewusstseins sind scheinbar übernatürliche Fähigkeiten verbunden. Der Gegenwartskultur erscheinen sie als „übernatürlich“, weil sie den Menschen in hierarchischen Beziehungen und überwiegend im Überlebenskampf-Modus (Konkurrenz, ausgelöste Ängste, darwinistische Vorstellungen statt Empathie) nur unterdurchschnittlich zu entwickeln vermag. Die Gegenwartskultur spezialisiert den Menschen früh auf wirtschaftliche Bedürfnisse, ohne auf das Grundbedürfnis des Menschen nach Entfaltung seiner höchsten Fähigkeiten einzugehen. Sie verschweigt ihm seine transhumanen, quasi gottgleichen Fähigkeiten. Dadurch sterben die meisten Menschen trotz ihrer Glückssuche, ohne den Reifezustand der Vergöttlichung (griech. *theosis*) je erlebt zu haben. Auch viele westliche Kirchen lehren diesen Zustand weder in Predigten noch im Religionsunterricht noch im Rahmen der Erwachsenenbildung.

Die Mystische Kirche antwortet dem nach Glück suchenden Menschen, indem sie ihm die Quelle des Glücks in der *contemplatio*, der *visio beatifica* bzw. der „seligen Schau“ wieder erschließt. Christliche Theoriebildung ist aus dieser *theoria* abgeleitet. *Theoria* meint im ursprünglichen Sinne die Schau Gottes (von griech. *theos* – „Gott“ und *horao* – „sehen“ abgeleitet). Erst der Mensch, der zur *theoria* gelangt ist, weiß um die

Großartigkeit seiner wahren Natur.

3. Die Natur des Menschen

Die Sündenpredigt der Kirchen verstärkt in vielen Menschen das Grundgefühl, unzulänglich und unwert zu sein. Sie beziehen die Sündhaftigkeit auf einen Makel in sich selbst. „Sünde“ im mystischen Sinne meint jedoch ein Getrenntsein. Es handelt sich um einen relationalen (Beziehungs-Aussage), nicht um einen ontologischen Begriff (Seins-Aussage). Sünde ist also akzidentiell, nicht ontologisch.

Sünde bezieht sich im mystischen Sinne auf die Erfahrung von Sinnlosigkeit und Chaos durch einen Verlust an Verständnis für die eigentliche Ordnung. Die Ideologien von Materialismus und Konsumismus (bzw. die Dominierung fast aller gesellschaftlichen Bereiche durch Markterfordernisse aus der Wirtschaft) verstärken dieses Zerrissenheitsgefühl im Menschen.

Mystik zeigt dem Menschen in der westlichen Kultur, dass er weitgehend als Nutz-Mensch, analog zum Nutz-Tier, für wirtschaftliche Erfordernisse herangebildet wurde. Hierbei wurde ihm die Offenlegung seines eigentlichen Wertes und seiner großartigen, in ihm angelegten Fähigkeiten verschwiegen. Ob dies bewusst geschieht oder in Vergessenheit des ursprünglichen Christentums, sei an dieser Stelle offengelassen.

Die Mystische Kirche geht davon aus, dass jeder Mensch ein Mystiker ist (vgl. hierzu die anfänglichen Studien des transpersonalen Psychologen Abraham Maslow [1908–1970]; vgl. Maslow 2014). Jeder Mensch ist in seinem Wesen auf Gottgleichheit angelegt. Dies ist auch in der alten Lehre der *imago Dei* (Gottebenbildlichkeit) angelegt. Als Mensch aufzuwachsen, würde in einem natürlichen, unterstützenden Entwicklungsverlauf auf die stufenweise Entfaltung dieser Gottgleichheit zielen.

Einige zentrale Grundbedürfnisse werden dabei von Anfang an durch die westliche Gegenwartskultur torpediert: Grundbedürfnisse nach Sicherheit, nach Anerkennung im Sosein und Anderssein, nach Verbundensein mit der Natur und in sozialen Netzen. Die Hauptstörungen liegen im Konkurrenz- und Leistungsdenken, das sich bereits im Benotungssystem durch Schulen und in nutzenorientierten Feedbacks (gut – böse, richtig – falsch) niederschlägt. Dies vergiftet das Selbstverhältnis und die Beziehungen, auch spätere Liebesbeziehungen. Der Mensch verlernt, sich und andere so zu nehmen, wie sie sind, unabhängig von Nutzen und Bewertungssystemen. Die Natur bewertet nicht. Daher ist sie für viele ein wichtiger Rückzugs- und Selbsterfahrungsraum geworden.

Ein weiteres Problem ist die Dominanz von Angst als Grundgefühl westlicher Gesellschaften. Sie wird durch Massenmedien und durch die Besitzlosigkeit vieler Menschen von Geburt an getriggert. Der Mensch, dem eigentlich die Erde gehört, erlebt von Anfang an, dass fast alles für Geld erworben und geliehen werden muss. Auch für mönchische Experimente auf Zeit stehen kaum noch freie Rückzugsorte wie Wälder oder Höhlen zur Verfügung, wie dies noch zu früheren Zeiten oder in anderen Kulturen möglich war und ist. Dadurch erscheint die gegenwärtige Gesellschaftsform vielen Menschen als quasi allmächtig und alternativlos.

Die Mystische Kirche sieht auch in der gegenwärtigen wirtschaftsdominierten Gesellschaftsform eine vorübergehende Erscheinung. Sie stellt – wie das Mönchtum in früheren Jahrhunderten – vom Wissen um das Wesen des Menschen her Grenzen der Wesensentfaltung in allen gesellschaftlichen Bereichen in Frage. Hierzu gehören Religionssysteme, die zu stark mit derzeitigen Mainstream-Interessen konform gehen, Bildungsziele und -inhalte und eine quasi massenmediale Verblödung. Alle diese Systeme können geöffnet werden für die In-Formation des Menschen, statt seiner Deformation zu dienen.

4. Qualitäten des befreiten Bewusstseins des Menschen

Das menschliche Bewusstsein kann mehr, als nur Inhalte zu speichern, sich ethisch auf Zeit-nützliche Ethiken durch Feedbacksysteme (wie Noten und Fremdbewertungen) programmieren zu lassen und vor allem der gegenwärtigen

Wirtschaft dienende Kompetenzen zu entwickeln. Auch der menschliche Wille ist zu mehr in der Lage als zur Disziplin und zum tadellosen Funktionieren. Ein Hauptmerkmal menschlicher Freiheit ist es, nicht fremde Ziele diszipliniert abzuarbeiten und in fremdgesetzten Strukturen das Leben zu verbringen, sondern sich eigene Ziele zu setzen und sie aus eigener Willensstärke heraus unbeirrt zu verfolgen.

Solche Deprogrammierungen von gesellschaftlichen Normen und Erfordernissen hatten ihren klassischen Sitz im Mönchtum. Indem das Mönchtum seit der Reformation zunehmend aus westlichen Gesellschaften verdrängt wurde, fehlen weitgehend sichtbare Modelle, mit denen sich junge Menschen identifizieren und nach denen sie streben können. Kunstprodukte von Idolen, die gesellschaftskonforme Werte vertreten (auch in Gestalt von Protestkulturen statt von Positionskulturen mit höheren Werten als denen der Gesellschaft), sind ein schaler Ersatz für das klassische Modell von „Heiligen“, die die Bewusstseinsqualitäten hoch entwickelter Menschen nachlebbar und mitlebbar leben.

Die Realität von Jesus als einem gottgleichen Menschen mit voll entwickeltem Bewusstsein wird in vielen Predigten westlicher Kirchen angezweifelt. Sofern Jesus Vorherwissen und übernatürliche Kommunikation lebt und mit „Materie“ wie mit einer Traumrealität umgehen kann (Brotwunder, Ostern, Himmelfahrt), wird dies im Rahmen der akademischen TheologInnenausbildung als nachösterliche Fiktion entwertet. Damit wird auch das Modell „Jesus“ demontiert. Vielen westlichen Menschen bleiben dann immerhin fernöstliche Religionen und deren Meister, wenn auch umständlich, erreichbar.

Die Mystische Kirche will diese höheren Bewusstseinsqualitäten mitten in der westlichen, durchökonomisierten Gesellschaft beheimaten und fördern. Jeder Mensch, der in diesem Sinne nach seiner wahren, höheren Bildung strebt und nach mehr fragt als nach Sex und Kaufkraft, soll Ansprechpartner und Wege zu seiner Bewusstseinsentwicklung finden.

Hierbei ist es wichtig, dass diese Wege mit dem Lebensrhythmus westlicher Menschen zusammenpassen. Dies bedeutet zum Beispiel, dass er kaum Möglichkeiten für monatelange oder gar jahrelange Rückzugszeiten hat. Und dass er in seinen Alltag keine stundenlangen Sonderzeiten für Meditationen einbauen kann.

Die grundlegende Bildung im mystischen Sinne besteht in der Vermittlung von Methoden zur Fokussierung des eigenen Geistes. Die westliche Gesellschaft entzieht dem Kind systematisch die Aufmerksamkeit und verlagert sie ins Außen – hin zu Inhalten und Personen, die dem Kind durch die Erziehung als notwendig vermittelt werden. Mit zunehmendem Alter wird die Aufmerksamkeit noch weiter zersplittert. Aufmerksamkeit ist, mystisch verstanden, jedoch Macht und Selbstmächtigkeit. Wer die Kontrolle über seinen Aufmerksamkeitsfokus verloren hat, der kann sein Leben kaum noch steuern. Er erlebt durchaus Lebendigkeit, jedoch von außen animiert. Er erlebt sich selbst nicht mehr als Quelle von Leben, Glück oder Macht. Methoden zur Fokussierung der eigenen Aufmerksamkeit sind daher die Grundlage von Bewusstseinsbefreiung und Rückgabe der Macht an die Einzelnen.

Das klassische Jesusgebet ist seit Jahrhunderten der wichtigste Weg im mystischen Christentum. Nur ein fokussierter Geist vermag, die Wunder Jesu als real zu begreifen. Und er vermag, sie zunehmend selbst zu vollbringen. Hierbei ist es auch wichtig, auf wen oder was der Geist fokussiert wird. Denn der menschliche Geist verschmilzt mit dem, was er betrachtet. Im christlichen Mönchtum waren die Menschen daher stets darum bemüht, Zielzustände und die Personen zu betrachten, mit denen man sich gerne vereinigen möchte.

Westliche massenmediale Inhalte führen oft zur Verrohung und Animalisierung des menschlichen Geistes. Der Mensch verliert dann zunehmend den Respekt vor sich selbst. Das Mönchtum der orthodoxen Kirchen kennt hingegen noch den Zielzustand des „engelgleichen Lebens“ (griech. *bios angelikos*). Hier ist das Bewusstsein von vielen Trübungen befreit. Es vermag, Entferntes wahrzunehmen, mit Tieren zu kommunizieren, wortlos Informationen aus Menschen zu empfangen und sogar die

Todesgrenze kommunikativ zu überwinden. Bewusstsein taucht dann ein in den Daten- und Weisheitspool der Menschheit, über räumliche und zeitliche Grenzen hinweg.

Der Einzelne vermag dann in diesem Zustand auch zunehmend selbst über seine „Identität" zu entscheiden. Sie ist dann immer weniger durch seine bisherige Geschichte determiniert. Vielmehr kann er sie selbst fließend determinieren, indem er seine Aufmerksamkeit auf Aspekte lenkt, die er gern entwickeln möchte. Identität wird zum frei wählbaren Fluss-Projekt.

5. Luther und die Folgen

Luther und die westlichen Reformatoren sind untrennbar mit der Arbeitsethik und dem westlichen Wirtschaftssystem verschmolzen. Eine zweifelhafte Funktion Luthers besteht darin, dem Menschen den kontemplativen Weg der Selbsterkenntnis verschlossen zu haben und ihn stattdessen in seiner Lebensweise auf den *homo oeconomicus* zu reduzieren, den ständig tätigen *homo faber*. Luther übernahm von dem Kartäuserprior Guigo II. die mystische Formel: *lectio – meditatio – oratio – contemplatio*. Dies ist die klassische mystische *scala claustralium* – ein Stufenweg zur Bewusstseinsentwicklung. Die Stufen bestehen im meditativen Lesen heiliger Texte, im stillen meditativen Verinnerlichen der Bildszenen und Worte, im Sich-Beziehen auf Gottes Gegenwart und – als Höhepunkt – im Verschmelzen mit seiner Gegenwart und im Gleichgestaltetwerden mit seiner Bewusstseinsklarheit.

Luther trug zur Reduktion der menschlichen Wesenserkenntnis bei, indem er die *contemplatio*, also die Gottes- und Wesensschau, durch „Anfechtung" ersetzte. Und indem er die Orte dieser Wesensschau als überflüssig abschaffen ließ und an die Stelle der Wesensschau die Sinnstiftung durch ein Leben voll Arbeit setzte. Ab jetzt sollte die Arbeit die Sinnstiftung leisten. In der Gegenwart bedeutet dies für die meisten Menschen, dass sie ihre Sinnstiftung in fremdbestimmter, abhängiger Lohnarbeit im Rahmen einer 40-Stunden-Woche suchen. Dies führt viele Menschen in die Erfahrung von Sinnlosigkeit und Burnout.

Die Mystische Kirche sucht, diesen Fehler des Reformators Luther zu korrigieren, indem sie die *Contemplatio*-Erfahrung wieder als zentrale sinnstiftende Erfahrung herausstellt und Menschen zu vermitteln sucht. Darin liegen eine enorme Befreiung und der Schlüssel zu neuer Selbstachtung.

6. Kooperationspartner der Mystischen Kirche

Die Mystische Kirche versteht sich als verwurzelt in den Anfängen des Christentums, vor allem in den ersten sechs Jahrhunderten. In dieser Zeit lebte seine mystische Tradition noch, während sie später im Mönchtum zunehmend exklusiv ausgegrenzt wurde. Dadurch wurde die Tradition bewahrt, jedoch zugleich den „Laien" entzogen. Dies gilt bis heute für den zentralen Erleuchtungsweg durch das Jesusgebet in den christlich-orthodoxen Kirchen (vgl. Bobert 2010). Wer dessen Geheimnisse erfahren möchte, muss Mönch oder Nonne werden. An Laien werden nur teilweise Geheimnisse vermittelt. In dieser Hinsicht vertritt die Mystische Kirche ein umgekehrt reformatorisches Anliegen: Das Mönchtum soll nicht abgeschafft, sondern demokratisiert werden. Seine Geheimnisse sollen allen offenstehen, die danach verlangen.

Zentrale Kooperationspartner der Mystischen Kirche bleiben – aufgrund der Wahrung der alten mystischen Traditionen – die orthodoxen Kirchen und das christliche Mönchtum, ebenso bereits bestehende kontemplative Bewegungen in den Kirchen.

Darüber hinaus sind die mystischen Traditionen in den Weltreligionen wichtige Gesprächspartner. Die Transpersonale Psychologie (C. G. Jung, Abraham Maslow, Russel Targ und weitere Vertreter) bietet wichtige Reflexionsansätze zum Verständnis mystischer Prozesse. Ken Wilber ist ein wichtiger Vertreter, der westliche und östliche Psychologie in Systemen zusammenzudenken versucht („Integrales Christentum").

Strömungen, die dem Anliegen der Mystischen Kirche sehr entgegenkommen, finden sich auch im Kulturtrend „Minimalismus", in der Suche nach alternativen und nachhaltigen Wirtschaftsformen, in pädagogischen Konzepten, die Kinder naturverbunden und weniger manipulativ (durch Bewertungssysteme) aufwachsen lassen, und in postmodernen Meditationsbewegungen. Sie alle sind willkommene

Gesprächspartner für den Aufbau einer Mystischen Kirche.

7. Realisierung des Projektes

Die Mystische Kirche startet als eine „emergente Kirche“ (vgl. Wikipedia: „Emerging Church“). „Emergente Kirche“ bedeutet, dass aus höheren Quantitäten neue Qualitäten entstehen werden. Menschen bringen ihre Fähigkeiten ein, ermitteln Bedarf und organisieren sich selbst.

Dies bedeutet, dass sie nicht zentral organisiert und geleitet wird. Sie ist eine Netzwerk-Kirche, die sich in eigenen Netzwerk-Knoten organisiert. Ein Teil des Netzwerkes besteht im „Urban MystiX e.V.“ mit Sitz in Stuttgart. Ein weiterer Netzwerk-Knoten entwickelt sich derzeit in der Evangelischen Landeskirche der Pfalz im Rahmen der PfarrerInnen-Fortbildung (Ansprechpartner: Pfarrer Dr. Wolfram Kerner).

Wichtige Links

Kostenloser Youtube-Kanal: „Mystik und Coaching Prof. Sabine Bobert“

Webseite von Sabine Bobert mit Blog und Aufsätzen rund um Mystik

Das „Urban MystiX Manifest“ auf Youtube

Webseite des Vereins „Urban MystiX e.V.“
Kontakt zum Verein über Facebook

Literatur

Bobert, Sabine, Jesusgebet und neue Mystik. Grundlagen einer christlichen Mystagogik, Neumünster 2010.

Bobert, Sabine, Mystik und Coaching, Münsterschwarzach 2011.

Bobert, Sabine, Raus aus der Manipulationsfalle! Wie du deinen Alltag von Manipulationstechniken entrümpelst (Urban MystiX 3), 2020.

Jungclaussen, Emmanuel (Hg.), Das Jesusgebet: Anleitung zur Anrufung des Namens JESUS von einem Mönch der Ostkirche, Regensburg ^{9}2014.

Maslow, Abraham, Jeder Mensch ist ein Mystiker. Impulse für die seelische Ganzwerdung, Wuppertal 2014.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Die Zukunft der Kirche – ein Gedankenexperiment mit Hilfe der Theorie der Megatrends

Niemand weiß, wie die Zukunft aussieht. Doch es lassen sich globale Veränderungsprozesse in Wirtschaft und Gesellschaft ausmachen – die so genannten Megatrends –, die wahrscheinlich auch in Zukunft weiterwirken werden. Jonas Bechtold greift vier Megatrends auf, um an ihnen Herausforderungen für die Zukunft der Kirche abzulesen.

Jonas Bechtold leitet das Referat Statistik und Pastoral im Dezernat Pastorale Dienste des Bischöflichen Ordinariats Limburg.

Wie die Kirche in Deutschland in zwanzig oder dreißig Jahren aussehen wird, ist nicht vorhersehbar. Die zukünftige (Sozial-)Gestalt der Kirche wird allerdings unter anderem davon abhängen, wie und ob sie auf die Megatrends dieser Zeit reagiert. Im Folgenden werden vier Megatrends in den Blick genommen und ihre Auswirkungen auf die Kirche reflektiert: Individualisierung, Konnektivität und Mobilität, Ökologie sowie Gesundheit. (Die Idee der Megatrends entstammt dem Zukunftsinstitut in Frankfurt/M. und Wien. Die Ausführungen zu den Trends sind in Teilen der Homepage des Instituts entnommen.)

Doch vorab: Was sind Megatrends? John Naisbitt, ein US-amerikanischer Politikwissenschaftler, Spitzenpolitiker, Berater und Autor, prägte mit seinem gleichnamigen Buch (1982) den Begriff der Megatrends. Megatrends beschreiben langfristige Entwicklungen, die alle Bereiche der Lebenswelt betreffen und global beobachtbar sind, daher kann man mit einer hohen Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass sich ihre Entwicklung auch in die Zukunft hinein fortsetzt. Die Megatrends geben Hinweise auf Themen und Entwicklungen, die die Welt in den unterschiedlichsten Bereichen umgestalten werden (vgl. auch für die folgenden Ausführungen zu den Megatrends Horx 2014, 61–77).

Der grundlegendste und prägendste Megatrend für die westliche Welt ist die *Individualisierung*. Sehr vereinfacht ausgedrückt meint Individualisierung die Freiheit, wählen zu können. Die Auswirkungen auf die Kirche zeigen sich u. a. in sinkenden Gottesdienstbesucherzahlen und in der Zunahme der Austritte. Die Zugehörigkeit zur Kirche aus sozialen und traditionellen Gründen nimmt immer mehr ab. Entscheidend für eine Mitgliedschaft werden immer mehr religiöse Gründe. Menschen wählen im Angebot der verschiedenen Religionen das, was ihnen guttut. So wurde im Laufe der Zeit aus dem „katholischen Sportrasen“ eine „weltanschauliche Blumenwiese“ (Zulehner 2020, 30). Die Pluralität an individuellen Ausprägungen der Religiosität wird weiter zunehmen. Ob jemand formal einer christlichen Kirche angehört, wird in Zukunft immer weniger über die Bedeutung der Religiosität für sein Leben aussagen. Angesichts zunehmender Individualisierung wird immer häufiger die Frage laut, wie noch religiöse Vergemeinschaftung möglich sein kann. Doch Individualisierung und Vergemeinschaftung sind keine sich widersprechenden Trends. Vielmehr vergrößert sich derzeit durch die Digitalisierung und eine erhöhte Mobilität das Angebot an Gemeinschaftsformen. Neu ist, dass nicht mehr allein das Territorium und die geografischen Begrenzungen über Zugehörigkeit entscheiden, sondern gemeinsame Interessen oder ähnliche biographische Situationen.

Die zunehmende Vernetzung der Gesellschaft wird durch die beiden Megatrends *Konnektivität und Mobilität* beschrieben. Neue

Wirtschaftszweige wie die *Share Economy* zeigen, wie sich durch digitale Vernetzung das Verhältnis zu Besitz ändert. In Verbindung mit dem Gedanken einer nachhaltigen Nutzung wird es als sinnvoll erachtet, Alltagsgeräte zu teilen. Dass Autos und E-Scooter geliehen werden können, ist bereits Normalität. Immer mehr werden aber auch handwerkliche Geräte zur Nutzung angeboten, bis dahin, dass erste Firmen Kleidung in einer Art Leasing-Konzept anbieten. Vermehrt wird auch das Leben geteilt. In sozialen Netzwerken werden die Highlights des Lebens fotografisch festgehalten und Kontakte für die berufliche Karriere geknüpft. Aber es entstehen auch immer mehr Formen des physischen Zusammenlebens. Wohngemeinschaften sind nicht mehr nur eine studentische Lebensweise, sondern werden gerade im städtischen Bereich aufgrund steigender Wohnkosten auch bei älteren Menschen immer beliebter. Zunehmende Vernetzung zeigt sich auch in den Medien. Große Sportereignisse können selbstverständlich gleichzeitig auf verschiedene Art und Weise erfahren werden. Neben dem physischen Erleben vor Ort gibt es Livestreams, Live-Chats, Apps, Liveticker, Informationen über den Puls des Sportlers und Zugriffe auf selbstgewählte Kameraperspektiven. Die Frage „Wer ist näher am Geschehen?“ lässt sich nicht mehr eindeutig beantworten. Gemeinschaftliches Erleben und physische Präsenz müssen nicht zwingend zusammengehören. Der erlebte Raum wird größer – vor allem lässt er sich nicht mehr geografisch abgrenzen, sondern wird vermehrt geprägt durch Beziehungen unterschiedlicher Stärke und Qualität. Dieses physisch-digitale Beziehungs-Territorium ist das neue Feld der Kirche.

Nicht nur das Verhältnis der Menschen zueinander ändert sich, auch das Bewusstsein für Zusammenhänge zwischen menschlichem Handeln und Umwelt tritt zunehmend stärker in den Vordergrund. Die *Ökologie* ist ein Megatrend, der Entwicklungen in Technologie, Kultur, Politik und Wirtschaft vorantreibt. Neben ökonomischem Profit wird immer häufiger ein sozialer und ökologischer Mehrwert angestrebt und als sinnstiftend erlebt. Der bewusste Umgang mit der Natur und dem eigenen Erleben tritt vermehrt in den Vordergrund und wird als leitend für das eigene Handeln empfunden. Digitales Fasten, Achtsamkeit, Slow-Food und *Tiny Houses* sind Subtrends, die deutlich machen, wie eng die Suche nach der Natur des eigenen Lebens (Sinn) und ökologisches Bewusstsein verbunden sind. Mit der Enzyklika *Laudato si'* hat Papst Franziskus dem Thema Umweltbewusstsein auch in der Kirche eine stärkere Präsenz gegeben. Die Kirche sieht den Menschen und die Welt als Schöpfung und ist der Überzeugung, dass sich das Göttliche und das Menschliche in der Schöpfung begegnen. Diese christliche Ökologie ist durchaus gesellschaftlich anschlussfähig.

Der ganzheitliche Blick auf die Welt beeinflusst auch den Megatrend *Gesundheit.* Das Thema Achtsamkeit und individuelles Gesundheitsmanagement bekommt eine immer größere Bedeutung. Sport hat sich als Lifestyle und Alltagspraxis in vielen Bereichen fest etabliert. Eine zunehmende Zahl an Menschen beobachtet sich dabei mit Hilfe digitaler Geräte selbst und lässt sich von der Uhr am Arm ermutigen, am Abend noch einen Spaziergang für die notwendige Anzahl an Schritten zu tun. Gleichzeitig erlebt die Schulmedizin eine ganz neue Aufmerksamkeit und Bedeutung und der Zuspruch im Bereich alternativer Heilmethoden wächst. Die Kirche muss sich schon deshalb zu dem Themenkomplex Gesundheit und Heil verhalten, da Menschen christliche Produkte damit verknüpfen. Man denke nur an die zahlreichen Heilungsratgeber mit Berufung auf Klosterrezepte oder an Angebote wie „Auszeit im Kloster – Entdecke Dich und Deine Wünsche“. Und nicht zuletzt hat Jesus Christus selbst als Heiler gewirkt.

Bereits jetzt verändern die Megatrends Individualisierung, Konnektivität und Mobilität, Ökologie sowie Gesundheit die Kirche und sie werden es weiterhin tun. Die Aufgabe der Kirche besteht darin, ihre Grundfunktionen mit Hilfe der Trends weiterzuentwickeln. Die Megatrends schöpfen ihre Energie aus den Bedürfnissen der Menschen. Die Treiber für die Entwicklungen, die sich derzeit beobachten lassen, sind die Sehnsucht nach Freiheit und Selbstverwirklichung, die Suche nach Gemeinschaft und Natürlichkeit sowie der Erhalt der

Gesundheit. Insofern sind die Kirchen herausgefordert, Ihren Auftrag in der Welt darauf antwortend zu gestalten.

Die Megatrends machen eine höhere Komplexität in der Gesellschaft und in der Kirche sichtbar, da die neuen Entwicklungen die alten Zustände nicht zwangsläufig ersetzen, sondern häufig als paralleles Angebot existieren und sich durch Wechselwirkungen ständig weiterentwickeln. Die Unübersichtlichkeit der Systeme – auch des Systems Kirche – wird daher immer größer. Die Kirche steht vor der Herausforderung, völlig neue Gemeinschaftsformen, Arbeitsformen und Glaubensformen in ihre bereits jetzt vorhandene Pluralität zu integrieren. Das Aushalten von Verschiedenheit und zunehmender Komplexität und ein positiver Blick darauf wird eine Aufgabe der Zukunft sein. Das bedeutet, Abschied zu nehmen von Planbarkeit, Gewissheit, Machbarkeit und Vereinfachung. Komplexe Systeme brauchen auf allen Ebenen Freiräume zur Gestaltung und Entscheidung, um schnell, flexibel und ausgleichend reagieren zu können.

Wie kann die Kirche sich dem stellen? Hans Rosling, ehemaliger Professor für Internationale Gesundheit, bezeichnet seinen Blick auf die Zukunft als „Possibilismus“ und bietet damit eine Perspektive – auch für die Kirche. Possibilismus ist eine Sicht auf die Möglichkeiten. Diese Sicht ist weder gekennzeichnet von grundloser Hoffnung noch von grundloser Furcht. Vielmehr werden die Fortschritte in den Blick genommen, und daraus entsteht die Überzeugung und Hoffnung, dass weitere Fortschritte möglich sind (vgl. Rosling 2018; Horx 2019, 293–307). Es geht um ein Grundvertrauen in die Welt, die Kirche und in Gott. Possibilisten lieben Unsicherheit. Denn darin steckt die Chance auf Lösung. Und Possibilisten sind dankbar – für das, was schon gelingt. Es fängt also bei der persönlichen Haltung an.

Trotz aller Versuche, die Zukunft vorherzusehen, bleibt es dabei: Die Zukunft ist offen, wir wissen nicht mit letzter Sicherheit, was sein wird. Gerade jetzt ist es nicht eindeutig, wie der Tourismus, die Wirtschaft, die Kultur, die Kirchen und viele andere Bereiche der Gesellschaft nach der Corona-Pandemie aussehen werden. Das gilt nicht nur für Krisenzeiten. Die Zukunft ist immer offen und von daher auch gestaltbar. Aber in dieser Zeit ist diese Tatsache besonders offensichtlich. Deswegen ist jetzt ein guter Zeitpunkt, den Grundauftrag der Kirche, „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (*Lumen gentium* 1) zu sein, vor dem Hintergrund der Megatrends neu zu denken. Die Megatrends Individualisierung, Konnektivität und Mobilität, Ökologie sowie Gesundheit weisen auf die Bedürfnisse der Menschen hin, helfen, Schwerpunkte in der Pastoral zu setzen, machen deutlich, dass der Umgang mit immer größerer Verschiedenheit eine der großen Aufgaben der Zukunft sein wird, und geben Ideen für neue Entwicklungen, damit der Grundauftrag der Kirche heute erfüllt werden kann.

Literatur

Horx, Matthias, Das Megatrend Prinzip. Wie die Welt von morgen entsteht, München 2014.

Horx, Matthias, 15½ Regeln für die Zukunft. Anleitung zum visionären Leben, Berlin 2019.

Rosling, Hans, Factfulness. Wie wir lernen, die Welt zu sehen, wie sie wirklich ist, Berlin ^{7}2018.

Zulehner, Paul M., Wandlung. Religionen und Kirchen inmitten kultureller Transformation, Ostfildern 2020.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Judith Klaiber nähert sich auf zwei Pfaden der Frage nach der Zukunft des Christentums: zum einen mit der Perspektive religionssoziologischer Diskurse, die eine zunehmende Pluralisierung und Säkularisierung von Religion konstatieren, zum anderen mithilfe von Methoden der Extrapolation von Zukunft z. B. in Foresight-Prozessen. Für die Kirche zeigen sich damit krisenhafte Strukturschwächen, die bislang noch kaum zukunftsfähig bearbeitet worden sind.

Die Pastoraltheologin Dr. Judith Klaiber ist Senior Research Fellow an der Universität Wien.

Foto: © DerKnopfdruecker, Uni Wien.

Die Thesen um eine mögliche Kompatibilität von „Religion“ und „(Post-/Spät-)Moderne“ sind auch heute noch ein gängiges Narrativ in der Bestimmung des Verhältnisses von Religion und Gesellschaft. Säkularisierungs-Theoreme rund um eine Trennung von Staat und Kirche missachten jedoch oftmals die Bedingung der Möglichkeit einer absoluten Trennschärfe: Die beiden genannten Größen sind hauptsächlich institutioneller Art; doch geistes- und gesellschaftsgeschichtlich bedingt ist die Frage zu stellen, ob und wie das Verhältnis von Gesellschaft und Religion(en) zukunftsfähig gestaltet werden kann. Bereits 2000 adressierte Franz-Xaver Kaufmann die „Frage nach der Zukunft des Christentums unter den Bedingungen der entfalteten Moderne“ (Kaufmann 2011, 98). Zugespitzter formuliert ist z. B. für Peter L. Berger die „Schlüsselfrage für alle Gesellschaften und alle Religionen: Wie verhalten sie sich zur religiösen Pluralität?“ (Polak/Seewann 2019, 94). War in den vergangenen 30 Jahren lange Zeit die Diskussion im „religiösen Feld“ um Polaritäten von entweder einer „Wiederkehr der Religion“ als „Megatrend“ oder der Abflachung des Religiösen als „Megaflop“ geprägt, so ist spätestens seit den 2000er Jahren die Rückkehr von Religion zu markieren: „Religion war […] zum Politikum geworden“ (ebd. 90). Insbesondere der Islam wurde dabei als Negativfolie und „Distinktionsmarker“ stilisiert (ebd. 94), dennoch sei Religion ein Thema mit beeindruckender Pluralität und Komplexität (ebd. 134). „Europa ist insgesamt zwar ein nach wie vor christlich und insbesondere konfessionell geprägter Raum, Prozesse der Säkularisierung und Pluralisierung von Religion schreiten aber kontinuierlich voran“ (Polak 2020). Die gesellschaftliche Herausforderung liegt also im Umgang mit Religionen in ihrem Plural und die religiöse Herausforderung im Umgang mit „modernen Gesellschaften“ (Rosa 2018, 15) in ihrem Plural.

Religionssoziologische Diskurse

Im Horizont einer „entfalteten Moderne“, die sich durch Veränderlichkeit und Legitimitätswandel auszeichnet, hat Franz-Xaver Kaufmann vor 20 Jahren verschiedene Merkmale festgehalten, die das Verhältnis von Christentum und Zukunft charakterisieren (Kaufmann 2011, 98 f.). Die in den vergangenen Jahren offensichtlich gewordene „nicht mehr zu vereinheitlichende Pluralität der Sinnstrukturen“ trifft zum einen das einstmalige Deutungsmonopol von Religion, das verloren gegangen ist. Zum anderen aber auch die inhärente Struktur des Christentums: „Der Begriff des Christentums ist auf *vergangene* Ereignisse und auf *Traditionen* bezogen, die diese Ereignisse interpretieren; es erscheint deshalb im Sinne unseres Modernitätsbegriffes als notwendigerweise ‚unmodern‘“ (ebd. 100). Der der Moderne inhärente Veränderungsdruck treffe nun auch das Christentum selbst: „Man kann die postmoderne Situation des Christentums daher insofern als paradox bezeichnen, als von ihm eine die

kulturellen und moralischen Orientierungen stabilisierende Leistung erwartet wird, aber gleichzeitig seine ‚Rückständigkeit' beklagt wird" (ebd. 101).

Auch Polak und Seewann geben in ihrer bemerkenswerten Analyse der religionsspezifischen Fragestellungen aus der Europäischen Wertestudie 2017/2018 zu bedenken, dass von einer erhöhten und polarisierten Aufmerksamkeit für Religion im Zuge von globalen religionspolitischen Entwicklungen wie z. B. Migrationsbewegungen zu sprechen sei: „Diese muss mit einer Intensivierung individueller Religiosität nur wenig zu tun haben, wohl aber mit dynamisierten Pluralisierungsprozessen im religiösen Feld" (Polak/Seewann 2019, 93). So habe Religion in den vergangenen Jahren gesellschaftlich an Bedeutung gewonnen. Kaufmann erörtert weiter das einstmals konstruktive Paradigma der christlichen Inkulturation, das es ermöglichte, die „Botschaft stets erneut im Lichte unterschiedlicher Kulturen auszulegen" (Kaufmann 2011, 101). Dieses einst erfolgreiche Paradigma scheint in einer (spät-/post-)modernen Phase jedoch in sein Gegenteil zu kippen und zu einer Art „Exkulturation" des christlichen Gottesglaubens aus modernen Gesellschaften (R. Bucher) zu führen: Entkirchlichung, Entkonfessionalisierung und ein Plausibilitätsverlust des christlichen Gottglaubens seien die Symptome (vgl. ebd. 102). Gründe hierfür sieht Kaufmann im Recht auf Religionsfreiheit, in der Auflösung von Milieubindungen und in Legitimitätsverlust sowie in einer Optionserweiterung. Jedoch sei eben, auch ungeachtet von „Krisenzeiten", zu konstatieren, dass nicht mehr nur christliche Kirchen Antworten auf zentrale Lebensfragen geben können – damit sei das einstmalige Deutungsmonopol von Religion als Antwortgeberin auf existentielle Fragen zunichte: „Die Kirche(n) verlieren ihre Funktion sozialer Kontrolle; individuelle und institutionalisierte Religiosität entkoppeln sich, d. h. dass zunehmend mehr Menschen der Ansicht sind, dass man auch ohne kirchliche Zugehörigkeit und Praxis religiös sein könne" (Polak/Seewann 2019, 97).

Im „Ernstfall der (Post-)Moderne" sei der Einzelne zudem zunehmend vor die Herausforderung gestellt, sich ohne lebensweltlich stabilisierende Vorgaben selbst erfinden und eine Vielzahl an persönlichen Entscheidungen treffen zu müssen: Identität, Werteentstehung und religiöse Erfahrungen seien höchst individuelle und intime Entscheidungen, die heutzutage „weit heterogener […] weit vielfältiger ausfallen" (Kaufmann 2011, 116). Der Verlust lebensweltlicher Stützen, die der Tradierung des christlichen Glaubens abhandengekommen seien, und die gleichzeitige Herausforderung der individuellen biographischen Arbeit scheinen einen Akt persönlicher Bekehrung zu benötigen, um das Trotzdem-Christ-Bleiben erklären zu können (vgl. ebd. 124). Die Daten der Europäischen Wertestudie 2017/2018 weisen jedoch auf eine vergleichsweise stabile individuelle Religiosität hin, die durch die Selbstbezeichnung als „religiös", das Beten außerhalb von Gottesdiensten und die Wichtigkeit von Religion und Gott im Leben charakterisiert sei (Polak/Seewann 2019, 106). Die Dimension der Glaubensinhalte bezeichnet das Was und Woran des Glaubens. Insbesondere in den Fragen nach einem Weiterleben nach dem Tod stellen Polak und Seewann Veränderungen fest: „Säkulare Vorstellungen, dass das Leben seinen Sinn in sich selbst trägt und Naturgesetze das Leben bestimmen, dominieren und verweisen auf das kulturelle Deutungsprimat von Naturwissenschaft und einer immanenzorientierten Weltsicht, der auch von religiösen Menschen zunehmend mehr Plausibilität eingeräumt wird" (ebd. 116).

Die kulturelle Präsenz des Christentums hängt nach Kaufmann u. a. von der Lebendigkeit einer Gebets- und Kultpraxis, der Eindringlichkeit der öffentlichen Darstellung von Sinngehalten oder der Qualität theologischer Auseinandersetzungen im Rahmen von konkurrierenden Weltdeutungen ab (vgl. Kaufmann 2011, 177). Die soziale Dimension von Religiosität ist als Inhalt, Form, Funktion und Organisation markiert, die von anderen geprägt und mit anderen gemeinsam gebildet und ausgeübt wird. Die Marker hierfür sind Teilnahme an Gottesdiensten/ Freitagsgebeten, das Engagement in religiösen Organisationen und das Vertrauen in die Kirche. Diese soziale Dimension von Religion gewinne an

Bedeutung, konstatieren Polak und Seewann und liefern als Begründung die Suche nach sozialem Anschluss: „Vielleicht lässt sich dieses Phänomen dadurch erklären, dass der Höhepunkt der Individualisierung von Religion, den wir bereits 2000 konstatiert hatten […], mittlerweile überschritten ist, und Menschen wieder verstärkt nach sozialem Anschluss oder auf der Suche nach Sinn nach sozialem Engagement suchen, wofür die Kirchen nach wie vor viele Andockmöglichkeiten bieten“ (Polak/Seewann 2019, 109). Die derzeitige kirchliche Präsenz, mit einem stark verrechtlichten Kirchenverständnis, scheint einer sozialen Vermittlung des Glaubens eher abträglich zu sein. Die Frage nach gesellschaftlicher Nützlichkeit von Kirchen sei durch die Prozesse der Globalisierung nochmals verschärft und mache die Notwendigkeit plausibler Antworten, inklusive einer Glaubwürdigkeit der kirchlichen Existenznotwendigkeit, brisant (vgl. Kaufmann 2011, 122–124).

„Europa ist insgesamt zwar ein nach wie vor christlich und insbesondere konfessionell geprägter Raum, Prozesse der Säkularisierung und Pluralisierung von Religion schreiten aber kontinuierlich voran. […] Die Entkopplung des Glaubens an Gott vom Phänomen Religion sowie der semantische Wandel im Religionsverständnis, der Rückgang traditionell-kirchlicher Praxisformen, die veränderte Qualität religiöser Erfahrungen und Erwartungen an Religion sowie die Politisierung von Religion legen jedenfalls pastoraltheologisch nahe, der Frage nach und dem Verständnis der Menschen von Gott verstärkt Augenmerk zu schenken und dies unterschieden von religiösen Selbstkonzepten und konfessionellen bzw. institutionellen Zugehörigkeiten zu erforschen“ – so ein erstes Fazit von Regina Polak zu den religionsspezifischen Daten der Europäischen Wertestudie aus 2017/2018 (Polak 2020).

Foresight-Diskurse

Einen weiteren produktiven Zugang zur Klärung des Verhältnisses von Zukunft und Christentum bieten Methoden zur Extrapolation von Zukunft, die sich in Organisationsentwicklungsprozessen in Politik, Wirtschaft und Verwaltung etabliert haben. „Beobachtungen und Erkenntnisse der Vergangenheit und Gegenwart [werden] unter Nutzung verschiedenster Studien in die nächsten Jahrzehnte“ extrapoliert, um Zukunftsbilder zu entwickeln (Wilhelmer/Nagel 2013, 9).

Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) beauftragte Zukunftsbüro des Foresight-Prozesses der Prognos AG und der Z_punkt GmbH hat die Studie „Zukunft von Wertvorstellungen der Menschen in unserem Land“ kürzlich veröffentlicht. „Die Aufgabe von strategischer Vorausschau ist es, technologische, ökonomische, rechtliche oder geopolitische Entwicklungen frühzeitig zu antizipieren, sie zueinander in Beziehung zu setzen und mögliche Bruchlinien zu identifizieren“ (Klaus u. a. 2020, 7). Mithilfe der Szenariotechnik, einer gut erprobten Vorhersage-Methode, wurden in dieser Studie insgesamt sechs verschiedene mögliche Zukunftsszenarien für Deutschland in den 2030er Jahren vorgelegt. Auf Basis einer Wertestudie des Allensbach-Instituts wurden diese sechs Zukunftsbilder entwickelt, die anhand von Fortschreibungen bekannter Muster, grundlegenden Veränderungen und disruptiven Umbrüchen kriteriologisch charakterisiert wurden (ebd. 87).

Die heutige Wertelandschaft Deutschlands sei in insgesamt zehn Wertegruppen unterteilt: soziale, bewusstseinsorientierte, gemeinschaftsbezogene, selbstbestimmungsorientierte, politikorientierte, leistungsbezogene/materialistische, hedonistische, normorientierte, gestaltungsorientierte und traditionsorientierte Werte (vgl. ebd. 38 f.). Religion wird in dieser Aufteilung in der traditionsorientierten Wertegruppe genannt: „Die traditionsorientierten Werte sind in der Regel Werte wie Religion, Konservatismus oder Nationalstolz, d. h. Werte, die in früheren Zeiten sehr wichtig waren, inzwischen aber grundlegend an Bedeutung verloren haben“ (ebd. 39). Generell wird in der Studie ersichtlich, dass Religion vor allem älteren Menschen, Bildungsarmen und Menschen mit Migrationshintergrund sowie aus den alten Bundesländern wichtig ist. Dies sei einem Trend zur Säkularisierung geschuldet, der Wertorientierungen nicht mehr notwendigerweise an Religion und Glauben bindet (vgl. ebd. 59):

„Jedes Jahr verlieren europäische Kirchen mehr Mitglieder, als sie gewinnen“ (ebd. 213); wobei jedoch die Vermittlung von Sitten und Gebräuchen (z. B. durch Religion oder Familie) laut der Europäische Wertestudie 2017/2018 eine leichte Tendenz, wichtiger zu werden, verzeichne. Dennoch schwankt die Relevanz von Religiosität je nach sozioökonomischen Merkmalen wie Alter, Bildung und Herkunft (vgl. ebd. 213). In der Befragung nach individuellen und in der Gesellschaft verbreiteten Werten im Heute rangiert Religion, bzw. eine feste Glaubensüberzeugung, auf den hinteren Rängen: Nur 20 % (individuell) und 13 % (kollektiv) halten Religion für „besonders wichtig“. Religiös konnotierte Handlungen oder Reflexionen, wie z. B. die Auseinandersetzung mit Sinnfragen des Lebens, in Not geratenen Menschen zu helfen oder sich für soziale Gerechtigkeit einzusetzen, werden tendenziell als „wichtiger“ bewertet, aber explizit unabhängig von einer spezifischen Religionsüberzeugung oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft betrachtet. Gleichwohl werden Glaubensgemeinschaften (Kirche, spirituelle Gemeinschaft etc.) als Instanzen von Wertevermittlung und -bildung wie zivilgesellschaftliche und politische Organisationen und Freizeitorganisationen positiv angenommen (ebd. 177). Gerade im zivilgesellschaftlichen Engagement in Deutschland ist fast die Hälfte der Bevölkerung aktiv, vor allem in Vereinen, Verbänden oder Kirchengemeinden (ebd. 49). Zudem haben gemeinschaftsbezogene Werte (diese „beschreiben Bereiche, die auf die Zusammengehörigkeit von Gruppen oder auch ganzer Gesellschaften abzielen. Der allgemeine Zusammenhalt, die soziale Hilfsbereitschaft und die Toleranz gegenüber anderen stehen im Vordergrund“; ebd. 38) für Frauen* und Kirchenmitglieder einen höheren Stellenwert (vgl. ebd. 49). Dennoch wird eine Abschwächung des Zusammenhalts von Gesellschaften konstatiert. Die Gründe dafür sehen die Respondierenden hauptsächlich im Anstieg sozialer Unterschiede und der Zunahme von Egoismus, kaum jedoch im Verlust des kirchlichen Einflusses (vgl. ebd. 182). Bemerkenswert ist, dass die Frage danach, was Menschen in Deutschland nach Merkmalen trennt und unterscheidet, 34,9 % (West) und 37,3 % (Ost) der Respondierenden mit Religion, noch vor Merkmalen wie Familie und Beruf, beantworten (vgl. ebd. 183). Damit wird die These von Polak/ Seewann, dass Religion als Distinktionsmarker fungiert, unterstützt.

Auf Basis dieser umfassenden Gegenwartsanalyse von Werten und Werteeinstellungen in Deutschland wurden mögliche Zukunftsbilder generiert: „Angesichts der prinzipiellen Unsicherheit zukünftiger Entwicklungen und einer zunehmenden systemischen Komplexität ist es […] zielführender, über die Extrapolation der Erwartungshaltungen und Zukunftswünsche hinaus eine Exploration alternativer Zukünfte über Szenarien durchzuführen“ (ebd. 84).

Die sechs näherhin untersuchten Zukunftsszenarien sind:

- Der europäische Weg: „Europa geht einen eigenen Weg: In den 2030ern ist Deutschland eingebettet in ein handlungsfähiges Europa, das eine nachhaltige und innovationsfreundliche Agenda vorantreibt, um sich im harten globalen Wettbewerb zu behaupten“ (ebd. 88).
- Wettbewerbsmodus: „Wettbewerb als Handlungsmaxime: In den 2030ern ist Deutschland geprägt von einem neuen Dynamisierungsparadigma und einem hohen Maß an Eigeninitiative in der Bevölkerung“ (ebd. 97).
- Rückkehr der Blöcke: „Abschottung statt Exportnation: In den 2030ern ist Deutschland geprägt von sozialen Herausforderungen und einem schwierigen geopolitischen Umfeld“ (ebd. 106).
- Tempounterschiede: „Ungewollte Bumerangeffekte: In den 2030ern hat der Standort Deutschland infolge geringer Reformaktivität an Attraktivität verloren, während die gesellschaftliche Polarisierung zugenommen hat“ (ebd. 114).
- Das Bonus-System: „Neue Zahlenfixierung: In den 2030er Jahren übernimmt ein digitales, partizipativ ausverhandeltes Punktesystem eine zentrale politisch-gesellschaftliche Steuerungsfunktion“ (ebd. 122).
- Ökologische Regionalisierung: „Experimentierfieber: In den

> 2030er Jahren zielen soziale Innovationen auf die Verwirklichung einer Vision eines neuen ökonomischen Paradigmas ab“ (ebd. 130).

Diese sechs möglichen Zukunftsszenarien werden detailliert anhand von Fragen: „Was wäre, wenn …“ beschrieben und auf das globale Umfeld und Deutschlands Rolle in der Welt, auf das gesellschaftliche Klima, das politische Umfeld, auf die Wirtschaftswelt, Bildung und Arbeit, den Lebensalltag und die Bedeutung von Technologie hin befragt. Zusammenfassend werden die jeweiligen Szenarien in ihrer Wertelandschaft vorgestellt und insbesondere auf die wertevermittelnden Instanzen hin untersucht. Dabei wird auch die Rolle von Kirchen und Religionen sichtbar bzw. eben nicht sichtbar: „Neben den Instanzen der Primär- und Sekundärsozialisation vermitteln weitere tertiäre Sozialisationsinstanzen Werte. Dazu gehören zum einen zivilgesellschaftliche, soziale und politische Organisationen, Kirchen und Glaubensgemeinschaften sowie das Arbeitsumfeld, zum anderen aber auch (klassische) Medien und die Kommunikation im Internet“ (ebd. 22). Lediglich im zweiten Szenario, dem „Wettbewerbsmodus“, kommen Kirchen als eine Art ethisches Korrektiv ins Spiel, „da insbesondere bürgerliche Kräfte und Kirchen die Debatte, wo in diesem Bereich die Grenzen unternehmerischer Freiheit liegen, vorantreiben und ethische Grundsatzfragen stellen“ (ebd. 100). In allen weiteren Szenarien werden Kirche(n), Religion(en) und/oder Glaubensgemeinschaften nicht explizit benannt bzw. haben keine aktive Rolle in den Zukunftsbildern erhalten. Zugespitzt formuliert heißt das, dass Religion im Deutschland der 2030er Jahre nicht stattfindet. Diese Feststellung kann nun einerseits kritisch an die Studienautor*innen und Zukunftsbilder-Macher*innen adressiert werden; andererseits ist es für Theolog*innen eine vielleicht heilsame, wenn auch schockierende Realitätsüberprüfung: die der Systemrelevanz – so ein viel bemühtes Narrativ in diesem 2020er-Jahr. Gleichwohl hat jedoch Hartmut Rosa die Lebensrelevanz von Kirchen, Religionen und Glaubensgemeinschaften deutlich betont. Denn Religionen und Glaubensgemeinschaften könnten Zeit und Raum für die offene Erfahrung der „Unverfügbarkeit“ erleichtern und ermöglichen. Schon Rahner konstatierte, dass die „notwendigen Folgerungen [für die Zukunft; J. K.] aus der Erfahrung der christlichen Gegenwart“ (Rahner 2008, 407) geprägt sein werden und erst vom Woraufhin her richtig gelesen werden können: „Wir wissen dasjenige über die christliche Eschatologie, was wir über den jetzigen heilsgeschichtlichen Zustand des Menschen wissen“ (ebd.).

Ausblick

Im christlichen Idiom gesprochen sind „eschatologische Aussagen die Übersetzung dessen ins Futurische […], was der Mensch als Christ in der Gnade als seine Gegenwart erlebt“ (ebd. 408); weiter gewendet ist die christliche Zukunftsideologie und Futurologie die Reich-Gottes-Botschaft, „in der der Christ die absolute Zukunft erwartet, die Gott selbst ist“ (ebd. 420). Das, was aus den religionssoziologischen Diskursen und dem Foresight-Diskurs konstatiert werden kann, ist, dass sich die Zukunft des Christentums am Umgang mit religiös-säkularer Pluralität im *forum internum* als auch im *forum externum* messen lassen muss. Deutlich wurden komplexere Entwicklungen sowie überraschende Stabilitäten und nicht, wie zu erwarten, eine weitergehende Erosion der traditionell kirchlich formatierten Religiosität sowie der individuellen Religiosität (vgl. Polak/Seewann 2019, 131): Die individuellen Religiositäten würden eine erstaunliche Stabilität zeigen; langsamere Veränderungsprozesse würden stärker mit der demografischen Zusammensetzung der Bevölkerung zusammenhängen. Dennoch würden „viele Menschen mit dem Transzendenzbezug religiöser Aussagen immer weniger anfangen können“, weshalb „Religion als Deutungsmodell für das gesamte Leben und als im Alltag praktizierte Lebensform […] an Bedeutung verlieren“ könnte (vgl. ebd. 132). Insbesondere würden Religionsgemeinschaften wohl stärker „unter Druck geraten, die eigene Legitimität und Rationalität begründen zu müssen“ (ebd. 132). Konkretisiert auf die römisch-katholische Kirche seien die von Kaufmann vor 20 Jahren aufgezeigten Strukturschwächen als weiterhin brisant

anzumerken: die (fehlende) Auseinandersetzung mit der Moderne, Auflösungserscheinungen, die Vergreisung der Klerikerkirche, die Immunisierung gegenüber Veränderungsdruck, die römische Kurie, theologische Barrieren, die Macht- und Missbrauchskrise, der Umgang mit Schuld in der Kirche und letztlich eine pathogene Hierarchie (vgl. Kaufmann 2011, 128–170). All diese Desiderate sind immer noch aktuell und kaum unter einer zukunftsfähigen Lösungsperspektive ehrlich bearbeitet worden. Zugespitzt formuliert sind diese Strukturschwächen auf eine Krise der Repräsentanz, eine Krise der Partizipation, eine Krise der Wahrnehmung und Anerkennung von Lebensrealitäten und letztlich eine Führungskrise hin zu deuten.

Diese letzte Markierung – die Führungskrise – könnte mit dem Verhältnis von „Management“ und „Leadership“ zugespitzt konturiert werden: Für die stabile Aufrechterhaltung und Verwaltung der Organisation ist Management notwendig. Raum für Veränderungen, für das Ungewisse und Neue, für das zukünftig Unverfügbare – theologisch formuliert das „Eschaton“ – kann nicht *en détail* gemanagt werden, sehr wohl aber gestaltet und forciert. So könnten Management-Techniken als Metapher für spezifische Ausgestaltungen diverser christlicher Kirchen gedeutet werden und eine Leadership-Haltung für das Gesamt der christlichen Religion in Zukunft. Noch spitzer formuliert: Die christliche Botschaft hat definitiv Zukunft; ob aber die getrennten Kirchen zukunftswirksam sein werden, ist offen.

Nachtrag: Vor einigen Tagen ist der Berliner Religionsphilosoph Klaus Heinrich verstorben. Kein anderer hat so sensibel und präzise die Bedrohungsszenarien menschlicher Gesellschaften beschreiben und in mythologische Kontinuität setzen können wie er. Lohnenswert wäre es für einen weiteren auszufaltenden Gedankengang, die drei Ängste aus seinen Schriften „Versuch über die Schwierigkeit Nein zu sagen“ und „Parmenides und Jona“ (die 2020 zum Glück neuaufgelegt werden: Heinrich 2020a und 2020b) auf die römisch-katholische Kirche als Sakrament, Werkzeug und Instrument für das Reich Gottes zu übertragen. Nur in Ansätzen, deren Erschütterung uns zum Fragen und Handeln zwingen soll, ist das hier im Nachgang noch möglich und bedürfte mehr Zeit zum Entfalten.

- Die Angst, mit nichts identisch zu sein: Die Furcht vor Einsamkeit und Isolation drängt Menschen dazu, sich mit allem und jedem zu identifizieren. Und genau darin beliebig und nicht einzig zu werden. Das ist die Bedrohung des Identitätsverlustes.
- Die Angst, keine Sprache zu haben: Sprache schafft Welt immer wieder neu, ist eine Form von Repräsentation und setzt Welt und Menschen in Beziehung zueinander. In Übersetzungen kann Versöhnung erfolgen. Die Gefahr liegt im Sich-nicht-mehr-verständigen-Können und -Wollen. Das ist die Bedrohung des Sprachverlustes.
- Die Angst vor Selbstzerstörung**:** Darin liegt eine paradoxe Struktur. Die Angst vor Selbstzerstörung führt Menschen in selbstzerstörerische Prozesse, letztlich zu einem in sich verkrümmten Menschen. Das ist die Bedrohung der Sinnlosigkeit.

Heinrich bietet zwei Antwortoptionen auf diese Bedrohungen an: die des Restes und die des Protestes (vgl. Stadlbaur 2014). Die Antwort des Restes versucht, den drei Bedrohungen zu entgehen, indem sie die Bedrohungen aus dem Bereich des Lebens einfach ausgrenzt und sie übergeht. Die Antwort des Protestes versucht, das Ausgeschlossene mit einzuschließen und gemeinsam gegen die Bedrohungen in Widerstand zu gehen – also einen Bund zu schließen und diesem Bund aber auch die Treue zu halten. Was ist die Identität der römisch-katholischen Kirche, also ihr Kern? Was ist ihre Sprache, also ihr *aggiornamento*? Und was ist ihr Sinn, also ihr Eschaton? Die aufrichtige Auseinandersetzung mit diesem Modell und das partizipative Antwortfinden wäre eine der Leadership-Aufgaben schlechthin.

Literatur

Heinrich, Klaus, Versuch über die Schwierigkeit Nein zu sagen, Frankfurt/M. 1964. Neuauflage Freiburg/Br. 2020a.

Heinrich, Klaus, Parmenides und Jona. Vier Studien über das Verhältnis von Philosophie und Mythologie, Berlin 1982. Neuauflage Freiburg/Br. 2020b.

Kaufmann, Franz-Xaver, Kirchenkrise. Wie überlebt das Christentum, Freiburg/Br. 2000/^{3}2011.

Klaus, Cordula/Grünwald, Christian/Astor, Michael (Studienleitung), Zukunft von Wertvorstellungen der Menschen in unserem Land, Berlin/Köln 2020 (alle Internetquellen abgerufen am 24.11.2020).

Polak, Regina/Seewann, Lena, Religion als Distinktion. Säkularisierung und Pluralisierung als treibende Dynamiken in Österreich, in: Aichholzer, Julian u. a. (Hg.), Quo vadis, Österreich? Wertewandel zwischen 1990 und 2018, Wien 2019, 89–134.

Polak, Regina, Religion im – religionspolitisch bedingten – Umbruch? (Werte – Zoom 4), 2020.

Rahner, Karl, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums, Freiburg/Br. 1976/^{2}2008.

Rosa, Hartmut, Unverfügbarkeit, Wien/Salzburg 2018.

Stadlbaur, Helene, Klaus Heinrichs ‚Parmenides und Jona‘: Kleine Archäologie menschlicher Bedrohungen und ihre theologischen-philosophischen Widerständigkeiten (Diplomarbeit Universität Wien), Wien 2014.

Wilhelmer, Doris/Nagel, Reinhart, Foresight-Managementhandbuch. Das Gestalten von Open Innovation, Heidelberg 2013.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

Empirische Studien führen kirchliche Erosionsprozesse deutlich vor Augen, und durch die Corona-Pandemie werden diese Tendenzen noch zusätzlich verstärkt. Angesichts dessen wirbt Monika Kling-Witzenhausen für eine Option für die Suchenden, die die Leutetheologien der Menschen ernstnimmt und die Frage nach dem Wozu von Kirche nicht scheut.

Dr. Monika Kling-Witzenhausen hat mit einer Arbeit zu Leutetheologien von Suchenden an der Universität Innsbruck promoviert und arbeitet als Pastoralassistentin in drei Stuttgarter Innenstadtgemeinden.

Wie wird die Pastoral, insbesondere eine zeitgemäße Pastoral in der Großstadt, in den nächsten Jahrzehnten aussehen? Welche Angebote, Kooperation und Gemeinschaftsformen und vor allem welche Themen werden zentral sein? Wer rückt in den Fokus?

Auch wenn diese Fragen nicht eindeutig zu beantworten sind, helfen uns derzeitige Entwicklungen sowie empirische Untersuchungen bei der Richtungsanzeige und bei der Entscheidung für handlungsleitende Optionen. Eines vorweg: Ja, die Kirchenmitglieder werden weniger werden und das hat Auswirkungen auf finanzielle wie personelle Ressourcen. Doch anstatt zu klagen, gilt es, dieser Tatsache ins Auge zu blicken und entsprechende Maßnahmen zu ergreifen.

Die derzeit vorherrschende Corona-Pandemie wirkt dabei wie ein Brennglas, das uns die verschiedenen Entwicklungen und Problemanzeigen geradezu „vor die Nase hält“. Auch macht sie noch einmal deutlich, wie sich angebliche Sicherheiten verflüchtigen – auch und insbesondere in der Kirche und Pastoral.

Reichweite derzeitiger pastoraler Angebote und Bemühungen

Bereits seit mehreren Jahren führen uns religionssoziologische Untersuchungen drastisch vor Augen, dass Kirche nur noch einen kleinen Teil der Bevölkerung erreicht. Das Erschrecken, das die Sinus-Milieu-Studien in den Jahren 2005 und 2013 ausgelöst hatten, ist m. E. mittlerweile wieder in den Hintergrund gerückt. Nichtsdestotrotz hat sich die damals festgestellte Problematik, dass die katholische Kirche nur noch in maximal drei von zehn lebensweltlichen Milieus in Deutschland beheimatet ist, nicht aufgelöst. Vielmehr ist diese Milieuverengung auf Menschen, die dem traditionellen Milieu, dem konservativ-etablierten Milieu und der Bürgerlichen Mitte entstammen, verstärkt wahrzunehmen. Hier stellt sich die drängende Frage, wie Angebote für Angehörige aus „anderen“ Milieus gestaltet werden können, wenn gerade auch ein Großteil der pastoralen Mitarbeitenden aus den „kirchenaffinen“ Milieus stammt.

Zu diesen Milieuverengungen gesellen sich eine „im Vollzug sich einstellende Indifferenz“ (Pollack/Rosta 2015, 466) sowie ein intergenerationelles Ausschleifen der lebensweltlichen Bedeutsamkeit des Glaubens. Bei der Entscheidung für oder gegen Kirche – und sei es nur für oder gegen einen Gottesdienstbesuch – sind es weniger die kirchenintern diskutierten Gründe als persönliche Prioritätenverschiebungen hin zu den großen privaten Handlungsfeldern Partnerschaft und Familie sowie Beruf und Freundschaft. Dieses „pragmatische Desinteresse“ (ebd.) den Kirchen gegenüber spitzt die Studie „Kirchenmitglied bleiben?“ (Calmbach/Flaig/Möller-Slawinski 2018) mit ihrem Fazit zu: 41 % der deutschsprachigen Katholik*innen sind austrittsgefährdet.

Kirchenmitgliederzahlen halbieren sich bis 2060

Spätestens seit der Veröffentlichung der sogenannten Projektion 2060 ist der dramatische Mitgliederschwund, der der katholischen wie evangelischen Kirche in Deutschland in den nächsten 40 Jahren droht, unübersehbar. Das Forschungszentrum Generationenverträge an der Universität Freiburg ermittelte 2018/19 im Auftrag der DBK und EKD einen eklatanten Schwund an Kirchenmitgliedern von ca. 23 Millionen (so der Stand 2017) auf ca. 12 Millionen im Jahr 2060. Mit einher geht der Verlust an Finanzkraft, ein Befund, der noch brisanter dadurch wird, wenn man sich dessen bewusst wird, dass ein Großteil des Haushaltes der Bistümer in Personalkosten fließt. Es sind besonders die jungen Erwachsenen, die Handlungsbedarf erkennen lassen, denn der Kirchenaustritt findet zumeist im Alter zwischen 20 und 34 Jahren statt. Die Kirchensteuer, die insbesondere in kirchlichen Kreisen oft als Austrittsgrund genannt wird, ist hier jedoch nur der Anlass für den Austritt, dem ein Prozess der Entfremdung bzw. eine fehlende Bindung vorausgehen. Riegel, Kröck und Faix (2018, 188 f.) stellen im Rahmen der Studie „Kirchenaustritt – oder nicht?“ des Bistums Essen ein idealtypisches Modell für einen Kirchenaustritt vor. Ausgehend von der Mitgliedschaft durch die (Kinds-)Taufe sind es sogenannte „verursachende Motive“ wie Glaubenszweifel, Erscheinungsbild der Kirche, Diskrepanz zu ethischen Positionen sowie die als rückständig empfundene Haltung der Kirche, die zu einer Entfremdung bzw. zu einer abnehmenden Bindung führen. Diese Entfremdung bzw. fehlende Bindung sind „bestimmende Motive“ für einen Kirchenaustritt, ein persönlich enttäuschendes Erlebnis mit bzw. in der Kirche oder die Kirchensteuer geben dann letztlich den Anlass zum Kirchenaustritt.

Entfremdungsprozesse werden durch Corona-Pandemie aufgedeckt und verstärkt

Ich denke, dass durch die Corona-Pandemie diese Prozesse sogar verstärkt wurden und werden: Zahlreiche Kirchenmitglieder waren zutiefst enttäuscht angesichts geschlossener Kirchen und im Angesicht einer als zu schwach empfundenen pastoralen Präsenz während des ersten Lockdowns. Andere Gläubige wiederum bemängeln, dass Gemeinden die Möglichkeit zum Gottesdienst nutzen trotz der Aufforderung zur Kontaktreduktion. Die auch weiterhin katastrophale Außenwirkung durch die zahlreichen negativen Schlagzeilen (Aufarbeitung von sexuellem wie spirituellem Missbrauch, Finanzskandale etc.) ist hier zudem wenig förderlich, dem Entfremdungsprozess bei vielen Kirchenmitgliedern entgegenzuwirken.

Für mich sind daher zwei Fragen besonders virulent: Es ist einerseits die Frage nach dem „Kirche wie und wozu?“ und andererseits die nach Empowerment in Glaubensfragen als eine pastorale Hauptaufgabe.

Mir geht es hier weniger darum, die Frage nach der Systemrelevanz von Kirche zu stellen. Aber die Sinnkrise, die insbesondere der erste Lockdown bei einem Teil des pastoralen Personals ausgelöst hat, ist paradigmatisch. Das weiterhin gut bezahlte Personal (ich gehöre auch dazu) wurde in seinem klassischen Aufgabenprofil weniger gebraucht, Face-to-Face-Begegnungen oder Gremiensitzungen als Präsenzveranstaltung waren nicht möglich.

Ja, es ist sehr viel Kreatives und Spontanes entstanden, Phantasie und Improvisationstalent waren gefragt, auf einmal hieß es nicht: „Das geht doch nicht, das haben wir noch nie so gemacht“, sondern: „Jetzt müssen wir halt kreativ sein und ausprobieren!“ Viele neue, kreative und innovative Formate wurden entwickelt und umgesetzt. Junge Erwachsene tauschten sich bei Events über geplatzte Urlaubsträume und die wachsende Angst vor einem Jobverlust aus, andere Gläubige fanden in Telefonandachten eine Stärkung. Ja, zumindest das war etwas zutiefst Positives! Man kann mittlerweile sogar erfreut von einem Digitalisierungsschwung auf Seiten der Kirchen sprechen, darf dabei jedoch auch nicht verschweigen, dass hier letztendlich jahrzehntelang vieles versäumt worden ist. Hier kann nur gehofft werden, dass die Präsenz in den sozialen Medien, Online-Angebote, digitale Sitzungs- und Veranstaltungsformate beibehalten bzw. ausgebaut werden.

(Hempelmann u. a. [2020] bieten mit ihrem Buch „Milieusensible Kommunikation des Evangeliums“ und insbesondere mit den dort abgedruckten Kurzübersichten eine schnell zugängliche und äußerst hilfreiche Darstellung der medialen Präferenzen der einzelnen Milieus.)

Und doch wurde ein „Abbruch“ beobachtbar: Selbst viele der Menschen, die letztens noch an pastoralen Angeboten bzw. an den Gottesdiensten teilgenommen bzw. diese mitgestaltet haben, merken nun, dass es auch „ohne“ diese geht. Hochengagierte Frauen berichten, dass sie ihre Spiritualität nicht mehr in den klassischen, von Männern geleiteten Eucharistiefeiern wiederfinden, junge Familien und Menschen aus Risikogruppen lernen gestreamte Angebote schätzen, die geringe Anzahl an Abendterminen und zeitlich kompaktere Videokonferenzen erfreuen Ehren- wie Hauptamtliche. Die Zeit „nach“ Corona wird also keine Pastoral wie „vor“ Corona zulassen. Hier gilt es, Bestehendes „weiter“ zu denken: Ja, Kirche ist divers, eine Engführung auf den Sonntagsgottesdienst genauso wie auf *die* Gemeinde ist zu überwinden: „Kirche“ findet an verschiedenen Orten statt, in den Kirchengebäuden, aber auch auf den Straßen, in den Ein-Zimmer-Wohnungen, den WG-Zimmern und an den Küchentischen der Einzelnen. Daher: Wo ereignet sich Kirche? Wo wollen wir als Kirche sichtbar und spürbar sein? Wie? Und wozu?

Option für die Suchenden als (letzte) Chance?

Für eine Großstadtpastoral der Zukunft ist die Frage nach dem „Machen wir weiter wie bisher?“ bereits mit einem klaren *Nein* beantwortet. Die klassische „Pastoral der Rahmung“ (Bacq), also einer lebenslangen Verortung bzw. Vergemeinschaftung in Territorialgemeinden, ist mehrheitlich nicht mehr ansprechend. (Religiöse) Zugehörigkeiten gestalten sich heute plural und individuell, letztendlich muss man sagen: Niemand – oder wenn, dann nur wenige – wartet auf unser Programm.

Die große Frage der nächsten Jahre wird meiner Meinung nach sein, welche Formate, Gemeinschaftsformen bzw. Sozialformen wir neben den klassischen Kirchengemeinden ausprobieren, wiederentdecken und stark machen. Wenn wir uns bewusst machen, dass ein Großteil des pastoralen Personals die 5 bis 10 % bedienen, die „eben da sind“ in den Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen, müsste uns eigentlich das Herz bluten. Denn was ist mit den anderen 90 bis 95 %?

Hier braucht es die z. B. von Tomáš Halík stark gemachte Hinwendung zu den „Zachäus-Gestalten“ (2012, 23) von heute, den Suchenden oder auch den Schwellenchrist*innen, die eher distanziert sind zu all dem, was in den Kirchen(gemeinden) passiert, aber an Glaubensfragen interessiert sind. Eine vorrangige „Option für die Suchenden“ ist dann kein weiteres Projekt oder die Initialzündung für eine neue Angebotsflut, sondern sie ist eine Grundhaltung, die ein Miteinander im Suchen und Finden spürbar werden lässt. Dann geht es auch nicht um eine Pastoral „für“ eine Gruppe, sondern um eine Pastoral, die „von“ dieser Gruppe her gedacht und entwickelt wird, am besten „mit“ ihr. Eine Pastoral von/für/mit Suchenden zu entwickeln, wäre also eine der Hauptaufgaben für die Zukunft. Nehmen wir zum Beispiel die spirituell Suchenden. Während Spiritualität „boomt“, in den Buchhandlungen wöchentlich neue Ratgeber vorgestellt werden und Coaches wie Laura Malina Sailer zehntausende Menschen dabei begleiten, in ihrer eigenen Spiritualität und „Schöpferkraft“ zu wachsen, ist es auf kirchlicher Seite hier sehr ruhig. Zu ruhig.

Hier liegt eine Chance, und zwar die Chance, Menschen in ihren Leutetheologien, also in ihren eigenen theologischen Standpunkten und Suchbewegungen zu stärken (vgl. Kling-Witzenhausen 2020). Es ist eine fundamentalpastorale Entscheidung, ob Menschen in ihren eigenen theologischen Ansichten und Antworten als Leutetheolog*innen angesehen werden oder nicht. Hier hat die Corona-Pandemie z. B. offenbart, dass viele Gläubige, selbst hochengagierte Kirchenmitglieder, sich nicht imstande bzw. befähigt fühlen, selbst eigene Gebete zu sprechen bzw. Glaubensrituale zu entwickeln oder durchzuführen. Wäre hier nicht eine Aufgabe der Pastoral benannt, Menschen in ihrem Wachstum als Menschen und Glaubende zu begleiten? Und

dabei die Fülle und Tiefe der Leutetheologien mit ihnen zu entdecken?

Baustellen heute und in der Zukunft

Die bisher benannten Gedankensplitter machen deutlich, dass es zahlreiche „Baustellen" für eine zukunftsfähige und menschennahe Großstadtpastoral gibt. Gleichwohl bietet die räumliche Nähe in der Großstadt und die Dichte an pastoralen Angeboten noch einmal mehr die Möglichkeit zu Kooperationen oder Fokussierungen. Diese sind meiner Meinung nach unbedingt notwendig, genauso wie die kircheninternen Veränderungsprozesse (Stichwort: Synodaler Weg) und Strukturprozesse (Stichwort: größere pastorale Räume usw.). Diese können jedoch nur notwendige Bedingungen schaffen dadurch, dass jetzt Entscheidungen getroffen, Schwerpunkte gesetzt, Synergien genutzt werden und Überholtes „gelassen" wird. Menschen warten nicht mit ihren Fragen, Antworten, Anliegen, bis wir diese Reformprozesse endlich angegangen sind oder sie erfolgreich hinter uns gebracht haben.

Es braucht also noch mehr, vor allem Mut und Ehrlichkeit.

Ehrlichkeit: Wir wissen nicht, wie es geht …, aber wir wissen: So geht es nicht weiter

Wer den Satz: „So geht es nicht weiter!" schon einmal im privaten oder beruflichen Kontext ausgesprochen hat, weiß, wie schmerzhaft er sein kann. Und auch mit Blick auf die pastorale Situation ist er zutiefst schmerzhaft. Doch er wäre der erste Schritt in die Zukunft: kein Schönreden, kein Wegschauen, sondern der erste vorsichtige Schritt, der einen offenen und kreativen Prozess anstößt – ohne Verlustangst und Angst vor dem Scheitern. Für mich könnte das bedeuten: alte Rollenbilder über Bord werfen und losgehen. Die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland gibt mit ihrer Initiative für Erprobungsräume eine Richtung vor. Die Erlangung einer neuen Sprachfähigkeit und eine kreative Diversifikation, also eine Ausweitung unserer Angebote und „Produkte", könnten erste Schritte bedeuten, z. B. eine Geh-hin-Pastoral, Angebote für Singles, für Menschen in Patchworkfamilien, für junge Erwachsene, oder Veranstaltungen, die den eigenen Tod in den Blick nehmen und christliche Spiritualität als Kraftquelle vorstellen. Das werden dann Angebote sein, zu denen ein einmaliges Kommen möglich ist und dann vielleicht wieder ein Dazukommen beim übernächsten Mal, wenn das Thema wieder zu den persönlichen Fragen oder dem eigenen Terminkalender passt.

Die Zusammenarbeit und Kooperationen über Gemeinde-, Konfessions- und Kulturgrenzen hinweg wären ein weiterer Schritt in die Zukunft und eine Lösung, um a) Ressourcen zu bündeln und b) ein größeres Zielpublikum zu erreichen. Dabei werden dann auch endlich sogenannte „deutsche" und muttersprachliche Gemeinden zusammenarbeiten. Ein wichtiger weiterer Schritt wäre es folglich auch, den pastoralen Nachwuchs nicht für die Vergangenheit, sondern für die Zukunft auszubilden.

Es braucht also Mut. Insbesondere auch, um uns die Frage nach dem Wozu zu stellen

Und es stellt sich die Frage, ob wir gesellschaftlich antreffbar und wirksam werden bzw. bleiben wollen, trotz der Tatsache, dass wir weniger werden. Dafür stünden zahlreiche sozialethische Themen auf der Tagesordnung, es sind die urbanen Gegenwartsphänomene der Vereinsamung, der Entwurzelung, der segregierten Wohnviertel. Dazu zählen auch beobachtbare Armut, Gewalt, Fremdenfeindlichkeiten und Ungerechtigkeiten. Wie wäre es, Anwältin für ein gutes Miteinander in den Quartieren und der Nachbarschaft zu sein, für bezahlbaren Wohnraum und für all die Gruppen, die so oft überhört werden? Wozu? Die Bibel nennt es „Leben in Fülle" (Joh 10,10).

Literatur

Calmbach, Marc/Flaig, Bodo B./Möller-Slawinski, Heide, Kirchenmitglied bleiben? Ergebnisse einer repräsentativen Befragung des Sinus-Instituts unter Deutschlands Katholiken. Herausgegeben von der MDG Medien-Dienstleistung Gesellschaft, Heidelberg/München 2018.

Tomáš Halík, Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute, Freiburg/Br. ³2011.

Hempelmann, Hanspeter u. a. (Hg.), Handbuch Milieusensible Kommunikation des Evangeliums. Reflexionen, Dimensionen, praktische Umsetzungen (Kirche und Milieu 4), Göttingen 2020.

Kling-Witzenhausen, Monika, Was bewegt Suchende? Leutetheologien – empirisch-theologisch untersucht (Praktische Theologie heute 176), Stuttgart 2020.

Pollack, Detlef/Rosta, Gergely, Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich (Religion und Moderne 1), Frankfurt/M. 2015.

Riegel, Ulrich/Kröck, Thomas/Faix, Tobias, Warum Menschen die katholische Kirche verlassen, in: Etscheid-Stams, Markus/Laudage-Kleeberg, Regina/Rünker, Thomas (Hg.), Kirchenaustritt – oder nicht? Wie Kirche sich verändern muss, Freiburg/Br. 2018, 125–207.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

„Räume des Glaubens eröffnen“

Ein Versuchslabor für Zukunftsformen des Christentums

Auf dem Hintergrund der Frage nach Kirchenentwicklung stellt Daniel Born das 2019 vom Bonifatiuswerk initiierte Förderprogramm Räume des Glaubens eröffnen vor. Er beschreibt dabei die vom Zentrum für angewandte Pastoralforschung (zap) entwickelte Kriteriologie und präsentiert zugleich einige exemplarische Projekte, die aktuell Teil des Programms sind.

Daniel Born ist katholischer Theologe und Referent im Bereich *Missionarische und diakonische Pastoral* des Bonifatiuswerkes. Dort betreut er unter anderem das Förderprogramm *Räume des Glaubens eröffnen.*

Das Bemühen um eine missionarische Neuausrichtung beschäftigt die katholische Kirche in Deutschland nun schon seit einigen Jahrzehnten. Ausgehend vom Zweiten Vatikanischen Konzil (vgl. vor allem *Lumen gentium*) war insbesondere das Hirtenwort der deutschen Bischöfe *Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein* aus dem Jahr 2000 ein Meilenstein auf dem Weg neuer Aufbrüche des kirchlichen Wirkens. Es forderte von allen Getauften die Bereitschaft zum missionarischen Zeugnis und entfaltete dieses in die Zeugnisse des Lebens, des Wortes, des Herzens, der Gemeinschaft und des je eigenen Apostolates. Wurden so die Grundlagen einer missionarischen Pastoral in Deutschland vielfältig reflektiert, hat insbesondere Papst Franziskus in persönlicher und amtlicher Verkündigung die Relevanz einer missionarischen Grundhaltung der Kirche betont. Besonders wirkungsvoll war sein erstes Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium,* das mit seinem unkonventionellen und lebensnahen Stil ein gewaltiges Echo bei den katholischen Gläubigen hervorrief. Franziskus unterstrich darin nicht nur, dass die Begegnung mit Jesus Christus primär Freude bewirkt, sondern auch, dass diese Freude sich unweigerlich mitteilen will. Evangelisierung wird so zum Grundduktus der christlichen Existenz: „Wenn die Kirche zum Einsatz in der Verkündigung aufruft, tut sie nichts anderes, als den Christen die wahre Dynamik der Selbstverwirklichung aufzuzeigen“ (EG 10). Darauf aufbauend formulierte Franziskus das Postulat von der Evangelisierung als dem grundlegenden Paradigma allen kirchlichen Handelns (vgl. EG 15). Das Wort der deutschen Bischöfe *Gemeinsam Kirche sein* aus dem Jahr 2015 rezipierte schließlich diese Perspektive erneut für die deutschen Diözesen und bezeichnete es als Kernaufgabe der Kirche, die „Gemeinschaft mit Gott allen Menschen anzubieten“ (*Gemeinsam Kirche sein* 29).

Das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken hat – im Rückgriff auf diese Bewegungen – 2008 sein Haupttätigkeitsfeld Diaspora überschritten und sein Portfolio um die Förderung missionarischer Initiativen in ganz Deutschland ergänzt. Seither hat es eine Vielzahl von Projekten aus der Liturgie, Diakonie und Verkündigung gefördert und ist so zum Unterstützer missionarischer Akteure und Gemeinschaften in den deutschen Bistümern geworden. Bereits seit 2007 verleiht es darüber hinaus den Bonifatiuspreis für missionarisches Handeln in Deutschland, um besonders innovatives missionarisches Engagement in Kirche und Gesellschaft auszuzeichnen. Der mit insgesamt 6.000 € dotierte Preis wurde inzwischen sechsmal vergeben und hat den Einsatz zahlreicher Gemeinden, Verbände und Einzelpersonen gewürdigt. Die Zahl der Einsendungen belegt das große Interesse am Thema: Mehr als 200 Bewerbungen wurden für die letzte Preisverleihung 2019 eingereicht.

Kirchenentwicklung stärken

In den letzten Jahren hat insbesondere der Begriff *Kirchenentwicklung* eine zunehmende Bedeutung erfahren. Man

versteht darunter die Suche nach zukunftsfähigen Formen der Kirche, die auch in säkularer Gesellschaft und unter veränderten Bedingungen christlichen Glauben lebendig ausstrahlen. Leitfragen dieser Suchbewegung sind unter anderem: Wie bleibt Kirche auch in Zukunft sichtbar und erfahrbar? Wie können Christen ihren Glauben bezeugen, wenn die Ressourcen der Gemeinden und Bistümer schwinden? Was sind zeitgemäße Ausprägungen von Seelsorge, von Liturgie, Diakonie und Verkündigung? Auf diese Fragen gibt es natürlich nicht die eine Antwort, sondern eine Vielzahl von Antwortversuchen, die je nach Ort und Zeit unterschiedlich ausfallen. Kirchesein ist zum Experimentierfeld geworden.

Um die Suche nach Zukunftsformen des Christentums zu unterstützen, hat das Bonifatiuswerk 2019 das Förderprogramm *Räume des Glaubens eröffnen* initiiert. Mit ihm sollen Neuansätze der Pastoral gefördert und begleitet werden. Ziel ist, innovative Projekte zu identifizieren, in denen Christsein neu gedacht, gelebt und gestaltet wird.

Das Zentrum für angewandte Pastoralforschung (zap) in Bochum hat für das Förderprogramm eine theologische Kriteriologie entwickelt. Grundlage der Kriteriologie sind die bekannten Kennzeichen der Kirche, die sogenannten *notae ecclesiae Einigkeit, Heiligkeit, Katholizität* und *Apostolizität*, die als Wirksamkeitsfaktoren pastoralen Handelns begriffen werden. Das zap hat für die heutige kirchliche Projektarbeit daraus die Evaluations-Kriterien *Professionalität, Spiritualität, Kontextualität* und *Intentionalität entwickelt*. Professionalität meint die Klarheit in der Struktur des Projektträgers, d. h. die Transparenz und Effizienz in der Entscheidungsfindung und der Organisation der Projektgruppe. Spiritualität hebt auf das Vorhandensein geistlicher Quellen des Projektes ab und fragt nach dem spirituellen Profil, das die Projektgruppe prägt. Kontextualität spürt der Wirkung des Projektes in den lokalen Sozial- und Pastoralraum nach. Intentionalität schließlich fragt nach dem Kirchen- und Weltbild, das mit dem Projekt verfolgt wird.

Diese Kriteriologie bietet dem Förderprogramm nicht nur ein tragfähiges ekklesiologisches Fundament, sondern auch die Möglichkeit transparenter Evaluation. Durch das Grundraster der Kriterien Professionalität, Spiritualität, Kontextualität und Intentionalität können die geförderten Projekte bei aller Individualität vergleichend evaluiert werden und Hinweise auf wichtige Innovationsfaktoren kirchlichen Handelns geben. So kann eine Orientierungshilfe für die zukünftige missionarische Pastoral erarbeitet werden.

Kirche für das Veedel

Gefördert wird zum Beispiel das Projekt *Kirche für Köln* des Sendungsraumes Köln-Mitte. Ziel ist die Gründung einer neuen Form von Kirchengemeinde an St. Michael am Brüsseler Platz, der drittgrößten Kirche Kölns. Anlass ist die Beobachtung, dass das Belgische Viertel oft stark frequentiert ist, während die Kirche St. Michael leer ist. Dabei kann das Umfeld durchaus als „auf der Suche nach dem guten Leben“ bezeichnet werden. Yoga- und Meditationsangebote florieren im „Veedel“ genauso wie Esoterikläden und Kunstgalerien. Die Bevölkerung ist vorwiegend jung und studentisch; viele engagieren sich in sozialen oder ökologischen Initiativen. Die Kirche aber scheint für die Menschen vor Ort unattraktiv zu sein.

Im Projekt Kirche für Köln *soll eine Gemeinde für Kreative im Belgischen Viertel in Köln entstehen. Grafik: Sendungsraum Köln-Mitte.*

Mit dem Projekt *Kirche für Köln* will der Sendungsraum Köln-Mitte das ändern. Die neuzugründende Gemeinde soll sich an den Bedarfen und Anliegen der Menschen im Veedel orientieren. Dazu gehören vor allem die Update-Gottesdienste, die freitagabends stattfinden. Sie zeichnen sich durch einen erweiterten Empfang auf dem Vorplatz von St. Michael inklusive eines kleinen Imbisses aus. Der Gottesdienst selbst enthält Filmvorführungen und Powerpoint-Präsentationen als Predigtimpuls sowie als Hauptteil Worshipmusik mit Anbetung. Getragen wird der Update-Gottesdienst wesentlich durch Ehrenamtlichen-Teams, die verschiedene Dienste vom Empfang bis zur Deko übernehmen.

Zweiter wichtiger Baustein ist der Alpha-Kurs, der in einer lockeren Atmosphäre den Grundfragen christlicher Existenz nachgeht. Durch seine Offenheit für die Anliegen der Besucherinnen und Besucher ist er gut geeignet, das suchende Umfeld von St. Michael zu rezipieren und ein lebensnahes christliches Deutungsangebot zu unterbreiten. Besonders die Krypta mit ihrer besonderen Stimmung sowie der Aufenthaltsraum der Gemeinde, der auch die passende Kochgelegenheit für die gemeinsamen Mahlzeiten bietet, sind für die Durchführung des Alphakurses geeignet.

#mach'et! ist der dritte Baustein der Gemeindegründung und will die hohe Bereitschaft zum sozialen Engagement der Menschen vor Ort heben und christliche Diakonie als anschlussfähig präsentieren. In vielfältigen Aktionen wie zum Beispiel einer Blutspendeaktion in der Kirche und Weihnachten für Wohnungslose zeigt sich die praktische Wirksamkeit des Christentums im Sozialraum. Durch den Bezug zum Liebesgebot Jesu bleibt das Evangelium als Fundament des Handelns dabei stets erkennbar.

Ein detailliertes Kommunikationskonzept auf Grundlage der Werte Wahrheit, Authentizität und Empathie soll die Wahrnehmung des Projektes sicherstellen und den christlichen Glauben als interessantes Deutungsangebot vermitteln. Dies schließt sowohl die Kommunikation vor Ort (Gebäudebanner, Screens etc.) als auch die sozialen Medien (Beiträge und Storys) ein. Durch die Identifikation von Personas (fiktiven, aber exemplarischen Modellnutzern) im Vorfeld konnten die Hauptzielgruppen der Kommunikationsarbeit bereits umrissen und passgenauen Kommunikationsmaßnahmen zugeordnet werden.

Gottesdienste als Tür zum Glauben

Das Projekt *Türöffnererlebnisse* der Pfarrei Mariä Unbefleckte Empfängnis in Eckenhaid im Erzbistum Bamberg hat sich ganz der liturgischen Erneuerung verschrieben. Die Pfarrei hat in den letzten Jahren deutlich an Mitgliedern verloren, sei es durch Tod, sei es durch Austritte. Der Nachwuchs bleibt weitgehend aus. Inzwischen leben in der Region nordöstlich von Nürnberg mehr Bekenntnislose als Katholiken.

Die Projektgruppe, die vorwiegend aus engagierten Laien der umliegenden Pfarreien besteht, hat das Problem in der

mangelnden Anschlussfähigkeit der traditionellen Gottesdienste ausgemacht. Vor allem die verwendete Sprache, aber auch die Erwartungen an die spirituelle Vorbildung der Teilnehmer/innen seien nicht mehr zeitgemäß. Daher sei der Gottesdienstbesuch seit längerem rückläufig. Das Christentum in der Form des Feierns werde vor Ort kaum noch wahrgenommen.

Die Projektgruppe hat daher die Gottesdienstreihe *Türöffnererlebnisse* konzipiert. Durch regelmäßig stattfindende ansprechende Gottesdienste soll christliche Liturgie ihre Lebensrelevanz zurückgewinnen und die Tür zum Glauben öffnen. Die zweimonatlichen Abende folgen den Leitmotiven Willkommen sein – Atem holen – Kraft tanken – Sinn entdecken und sind jeweils einem bestimmten Thema zugeordnet. Willkommen sein: Das heißt, dass jeder Besucher persönlich begrüßt und auf seinen Platz begleitet wird. Auch im Anschluss an den Gottesdienst gibt es die Möglichkeit zur persönlichen Begegnung bei einem Imbiss am Stehtisch. Atem holen: Durch eine besondere Ausleuchtung erhält der Kirchenraum eine wohlige Atmosphäre. Zudem ist jedem Besucher freigestellt, inwieweit er oder sie sich in den Gottesdienst einbringt. Kraft tanken bedeutet für die Projektgruppe, dass die christliche Botschaft, konkret unter anderem die Bibel, als Kraftquelle auch für heute wahrgenommen werden soll. Sinn entdecken schließlich meint, dass der Besucher auch für sich selbst die Bedeutung der sinnstiftenden Botschaft Jesu Christi erkennen kann.

Das Projekt Türöffnererlebnisse *will christlicher Liturgie ihre Lebensrelevanz zurückgeben. Foto: Pfarrei Mariä Unbefleckte Empfängnis Eckenhaid.*

Die Gottesdienste sind so konzipiert, dass die Anforderungen an die Teilnehmer auf ein Minimum begrenzt sind. Daher werden auch Grundgebete wie das Vaterunser eingeblendet. Gegebenenfalls werden Gebete umgeschrieben, um das heutige Sprachgefühl ansprechen zu können. Sämtliche Texte werden so ausgewählt und geschrieben, dass sie von Menschen ohne religiöse Vorbildung verstanden werden können. Die zur Verwendung kommenden Medien spielen ebenfalls eine zentrale Rolle in den *Türöffnererlebnissen*: Der neu angeschaffte Flatscreen ermöglicht Präsentationen, Kurzfilme sowie Interaktionsformate z. B. per Smartphone. Ein Abo bei einer Stockbörse bietet Zugriff auf qualitätvolle Bilder. Neben der Ausleuchtung ist der Projektgruppe besonders die Live-Musik wichtig. Bewusst hat sie sich dafür entschieden, dass sie eher zum Zuhören als zum Mitsingen animieren soll. Dadurch werden Fremdheitsgefühle angesichts unbekannter Liedtexte vermieden. Die halbrunde Anordnung der Sitzbänke eignet sich besonders gut für die Präsentationen und lässt ein lockeres Gemeinschaftsgefühl entstehen. Durch die regelmäßigen Feedbackschleifen soll die Kommunikation mit den Teilnehmenden sichergestellt und das Gottesdienstformat kontinuierlich weiterentwickelt werden.

Vernetzung als Weg zum Erfolg

Die heutige Projektarbeit zeigt, dass Vernetzung immer wichtiger wird. Der Austausch mit Gleichgesinnten sowie Impulsgebern ist zu einem unverzichtbaren Faktor für innovative Projekte geworden, die einen nachhaltigen Effekt erzielen wollen. Daher hat das zap in Zusammenarbeit mit dem Bonifatiuswerk im

September 2020 zum bundesweiten Netzwerktreffen der geförderten Projekte von *Räume des Glaubens eröffnen* geladen. Trotz coronabedingter Einschränkungen kamen mehr als 30 Projektpartnerinnen und Projektpartner in der Katholischen Akademie Schwerte zusammen.

Die Projektpartner sowie Vertreter des Zentrums für angewandte Pastoralforschung und des Bonifatiuswerkes auf dem Netzwerktreffen von Räume des Glaubens eröffnen *in Schwerte. Foto: zap.*

Das zap konnte dabei neueste Erkenntnisse zur Frage nach der Herkunft von Innovation in der Kirche präsentieren. Für die Projektarbeit bedeutend war vor allem die Erfahrung, dass die Logiken von Ursprung, Einfluss und Mitgliedschaft gleichermaßen den Erfolg kirchlichen Handelns beeinflussen. Die Ursprungslogik fragt nach der Sendung eines kirchlichen Akteurs: Was macht deine Mission aus, auf welcher Grundlage handelst du? Die Einflusslogik macht darauf aufmerksam, dass jedes kirchliche Handeln einen positiven Effekt auf das Umfeld haben muss, wie auch immer dieser konkret aussieht. Die Mitgliedschaftslogik unterstreicht, dass auch das bloße Dabeisein im Projekt beziehungsweise in der Institution für die Mitglieder bereits spürbar sinnvoll sein muss. Sollte eine Projektgruppe vergessen, woher ihr Auftrag kommt, was sie in ihrem Umfeld bewirken will und warum es sinnvoll ist, dabei zu sein, drohen Hemmnisse auf dem Weg zur Verwirklichung des Projektziels.

Mindestens genauso wichtig wie der Input der Experten war jedoch der Austausch der Projektpartner untereinander. Es zeigte sich, dass viele Projektgruppen vor ähnlichen Herausforderungen stehen, wie zum Beispiel in der Zusammenarbeit mit kirchlichen Entscheidungsträgern. Gleichzeitig war das Potential zu gegenseitiger Beratung und zum Teilen der eigenen Erfahrungen sehr hoch. Überraschend zeigten sich thematische Querverbindungen über Landes- und Bistumsgrenzen hinweg. Am Ende des Tages stand die Erkenntnis, dass das Innovationspotential der christlichen Kirchen auch in Deutschland enorm hoch ist. Trotz aller lähmenden Debatten über Strukturen und kirchenrechtliche Vorgaben gibt es in der pastoralen Praxis erstaunlich viele qualitätvolle Initiativen und Neuaufbrüche.

Vielfalt der Ansätze

Nach gut einem Jahr Laufzeit lassen sich erste Erkenntnisse aus dem Förderprogramm gewinnen:

Erstens gibt es eine erstaunliche Vielfalt an Gemeinschaftsformen in der Kirche, die innovative Projekte durchführen. Unter den geförderten Gemeinschaftsformen finden sich Pfarreien bzw. Pfarreizusammenschlüsse, Bistumseinrichtungen, Vereine und Verbände und geistliche Gemeinschaften. Es scheint, dass es in allen Kristallisationsformen kirchlichen Handelns Potential für missionarische Neuaufbrüche gibt. Besonders erfreulich ist das in Bezug auf die Pfarreien bzw. größeren pastoralen Einheiten, die für immerhin die Hälfte aller geförderten Projekte verantwortlich sind. Das zeigt, dass sie keineswegs nur inhaltsarme Strukturen, sondern durchaus zu aktivem missionarischen Handeln in der Lage sind.

Auch die verfolgten Ansätze sind erstaunlich vielfältig. *Kirche für Köln* lässt sich als spezialisierte Gemeindegründung verstehen; die *Türöffnererlebnisse* sind eher den liturgischen Neuaufbrüchen zuzuordnen. Andere Projekte verfolgen innovative

Ansätze in der Seelsorge oder beschreiten neue Wege der Verkündigung. Daneben existieren Initiativen der dienenden Nächstenliebe und neue Formen ehrenamtlichen Engagements. Das deutet darauf hin, dass die Zukunft des Christentums nicht in einem einzelnen Vollzug des Kircheseins, sondern in der Fülle kirchlichen Handelns liegt, die vor Ort selbstverständlich auf je eigene Weise entfaltet wird.

Ebenfalls ermutigend ist, dass die geförderten Projekte aus den verschiedensten Himmelsrichtungen kommen: aus Brandenburg und Bayern genauso wie aus Nordrhein-Westfalen. Weder scheinen traditionell volkskirchlich geprägte Regionen noch die Diaspora zu missionarischen Ansätzen unfähig zu sein. Auch dies stimmt für die Vitalität der Kirche in Deutschland sehr hoffnungsvoll.

Die erfreulichste Nachricht dürfte jedoch im hohen Interesse am Förderprogramm selbst liegen. Das Bonifatiuswerk könnte nichts fördern, wenn es nicht überall in der Kirche interessierte Christinnen und Christen gäbe, die ihren Glauben weitergeben wollen und dafür Zeit und Ressourcen investieren. Deren Existenz ist aber mit den erfolgten Förderungen und zahlreichen weiteren Anfragen bewiesen, was zeigt, dass der christliche Glaube weit zukunftsfähiger ist, als wir ihm vielleicht zutrauen.

Auf der Suche nach der Zukunft des Christentums

Das Förderprogramm *Räume des Glaubens eröffnen* ist zum Versuchslabor für Zukunftsformen des Christentums in Deutschland geworden. Welche Ansätze missionarischen Handelns werden sich bewähren? Welche liturgischen, diakonischen und verkündigenden Neukonzeptionen werden überzeugen? Welche guten Ideen sind wirklich effektiv? Diese Fragen wird erst die Evaluation zum Abschluss der Förderung beantworten können. Vermutlich werden wir in zwei Jahren ein etwas deutlicheres Bild davon haben, welche Wege zum Ziel führen und welche sich als Holzwege entpuppen beziehungsweise was gute und schlechte Wege überhaupt ausmacht. Auf Grundlage der gewonnenen Erkenntnisse können Prioritäten in der Kirche vor Ort neu abgesteckt und gegebenenfalls auch Ressourcen effektiver eingesetzt werden.

Hilfreich dafür ist, dass ähnlich gelagerte Förderprogramme derzeit in Belgien und den Niederlanden durchgeführt werden. Auch hier sind umfassende Evaluationen vorgesehen. Der vergleichende Blick in unsere Nachbarländer wird auch hilfreiche Rückschlüsse auf Handlungsmöglichkeiten und Bedarfe der katholischen Kirche in Deutschland zulassen.

Wie geht es weiter mit dem christlichen Glauben? Diese Frage lässt sich nicht ausschließlich beobachtend beantworten, sondern auch durch Wort und Tat jedes einzelnen Christen. Wir alle sind herausgefordert, von der Hoffnung, die uns erfüllt, Zeugnis zu geben (vgl. 1 Petr 3,15). Noch mehr als alle großkirchlichen Veränderungen wird vielleicht dieses Zeugnis dazu beitragen, dass der christliche Glaube auch in Zukunft das Leben der Menschen bereichern kann.

Literatur

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein (Die deutschen Bischöfe 68), Bonn 2000.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Apostolisches Schreiben Evangelii gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194), Bonn 2013.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), „Gemeinsam Kirche sein“. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral (Die deutschen Bischöfe 100), Bonn 2015.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Gerade in der derzeitigen Lage wird deutlich, dass die katholische Kirche an vielen Stellen auseinanderdriftet. Angela Reinders geht dem anhand der Dimensionen Denken, Erfahren, Handeln und Feiern nach. Diese vier Dimensionen zu integrieren, ist nicht nur eine individuelle, sondern auch eine Aufgabe der Kirchenentwicklung.

Dr. Angela Reinders leitet die Abteilung Personalentwicklung im Bistum Aachen.

„Können wir zahlen?“ In einem aktuellen Werbespot sieht man die Jünger um Jesus versammelt, die Szene, wie Leonardo da Vinci sie gemalt hat, ins Bewegtbild gesetzt. Die Bedienung fragt: „Geht das zusammen?“ Jesus und die Zwölf gucken sich an, holen Luft und wiederholen die Frage freundlich lächelnd im Chor: „Können wir zahlen?“

Kirche kann Chor. Zumindest, wenn es um Standardwortlaut geht. Worte verbinden. Aber zahlen sie gemeinsam auf das Gleiche ein?

Außenstehende erkennen katholische Gläubige an geprägten Worten und Gesten. Wer drinnen ist, wird immer weiter davon entfernt sein, daraus eine gemeinsame Identität abzuleiten. Die heilige, katholische und apostolische Kirche ist in ihrer Einheit ein Mischmasch aus Glaubensrichtungen. Die Wege, in denen sich die Kirche immer wieder reformiert und weiterentwickelt, führen augenscheinlich nicht in einer breiten Spur nebeneinander in die Zukunft des Reiches Gottes, sondern in immer ausdifferenzierteren Bahnen in die jeweiligen Schubladen hinein. Die Identitätsgruppen definieren sich durch Merkmale wie eine bestimmte Wortwahl, durch Versammlungsorte und durch die Bubbles in den sozialen Medien. Das Sozialkapital für gemeinsame Abrechnungen schrumpft damit.

Woran brechen sich die Wellen der Identitätenfindung? So die Frage. Ein Satz von Reinhard Kardinal Marx formuliert umgekehrt, was sich verbinden ließe: „Gerade die katholische Kirche hat die Chance, das Denken und Erfahren und Handeln und Feiern zu einer Einheit zusammenzufügen“ (Marx 2020, 99).

Was müsste dazu zusammengehen?

Denken

Denken ist „Probehandeln“, in dem mental durchgespielt wird, welche möglichen Handlungen sich anschließen können und wie sich die Situation dann zukünftig entwickelt. Aus dem Denken folgt das Entscheiden, entweder gespeist aus Erfahrung oder heuristisch unter Unsicherheit. Das problemlösende Denken manifestiert sich körperlich und setzt sich in Veränderungen der Situation um.

Von Beginn an gibt es in der Kirchengeschichte den Gegensatz zwischen der zumeist volkskirchlichen Forderung nach der Demut eines einfachen Glaubens auf der einen Seite und besonders in der Wissenschaft das Plädoyer für die verantwortet reflektierende Sorgfalt in der Begründbarkeit des Glaubens auf der anderen. In diesem Koordinatensystem stehen die Konzeptionen, die Dorothee Sölle herausgearbeitet hat, einer „orthodoxen Theologie“, die den Glauben kontextlos und kulturell blind im Binnensystem reflektiert und damit den Auftrag verfehlt, ein „kulturelles Laboratorium“ zur Auseinandersetzung mit anthropologischen und sozio-ökologischen Krisen der Gegenwart zu sein (*Veritatis gaudium* 3), gegen eine „liberale Theologie“, die der Wissenschaft Geltung beimisst.

Wenn das Denken wissenschaftlich sozusagen „unter den Teppich der eigenen Bedingungen dieses Denkens“ schaut (Marie-Luisa Frick), bleibt es wach für die eigenen Grundlagen der Theoriebildung und die Plausibilitäten des Gegenübers. „Solange Selbstdenken *sich selbst* keine Fragen stellt, bleibt es anfällig für die schwerwiegendsten Vorurteile“ (Frick 2020, 38). Der Glaube an Gott ist Teil der eigenen Grundlage, um im Wissenschaftssystem zu denken, weder Lückenfüller für die noch unbeantworteten Fragen der anderen Wissenschaften noch der Ansatz, aus dem heraus diese von der Theologie beantwortet werden wollen.

Theologische Forschung, die vernetzt mit der Forschung in Sozial-, Natur-, Real- und Humanwissenschaften und fähig zum Austausch bleibt, mündet in konstruktiv begleitendes Denken darüber, welcher Art und Komplexität die gesellschaftlichen Fragen sind, um zu theologisch verantworteten Positionen zu finden.

Wie in jeder Wissenschaft stößt auch in der Theologie das Denken an Grenzen. Gerade in der Gottesfrage beginnt hier der Raum für weitere Frageprozesse, beschreibt „Das Evangelium der Aale“, in dem sein Autor Patrik Svensson treffend sagt, „weil das Schwerdurchschaubare seine eigene Anziehungskraft besitzt und das, was vollkommen verstanden ist, keine Schatten und Nuancen mehr hat und damit auch keine Komplexität“ (Svensson 2020, 194).

In diesen Zusammenhang gehört Rahners Diktum vom Frommen der Zukunft, der „ein ‚Mystiker‘ sein [wird], einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder nicht mehr sein“ wird.

Erfahren

Die Begegnung mit Gott führt über den Erfahrungsrahmen, „über die Steppe hinaus“ (Ex 3,1). Begegnungen der Jüngerinnen und Jünger mit Jesus überschreiten immer den Rand ihrer bisherigen Erfahrung, führen auf den Berg, aufs Wasser.

Dies ist physisch die Voraussetzung dafür, eine andere „Grundkraft“ zu haben, wie sie die Dichterin und Philosophin Margarete Susman (1872–1966) beschrieb, nämlich „die *metaphysische,* d. h. die Kraft, die über alle Erfahrung hinausliegenden Zusammenhänge des Daseins zu erblicken und in ihnen zu leben“ (Susmann 1921).

Wie werden Erfahrungen gemacht, erkannt und formuliert?

Der frühere Bischof von Trier, Hermann Josef Spital, verfasste 1992 ein Pastoralschreiben „Über die Fähigkeit, Erfahrungen zu machen“. Darin entwickelte er fünf Elemente, die dazu notwendig sind, dass ein Mensch „Erfahrungen machen, sie sich erwerben und aneignen“ kann, und die hier verkürzt wiedergegeben werden:

1. Ich nehme etwas wahr.
2. Ich versuche zu deuten, was ich erfahren habe.
3. Ich vergewissere mich (durch Forschung, im Gespräch mit anderen Menschen) darüber, was ich erfahren habe.
4. Nach der Vergewisserung ist die Erfahrung meine eigene.
5. Im Gespräch auch mit Andersdenkenden kann ich zu dieser Erfahrung stehen und mit Kompetenz von der eigenen Erfahrung reden.

Aus dem, was jedem Menschen täglich zustößt, werden nur Erfahrungen, indem er sie sich aneignet und integriert. Wenn eine Person sich nicht „unter die Haut gehen lässt“, was ihr zustößt, dann lässt sie das „gesichtslos“ bleiben.

Erfahrung braucht Aufarbeitung, braucht die eigene Mühe, zu formulieren, was ich erfahren habe, und es in die eigene Geschichte einzuordnen, auch die Ermutigung, sich in dieser Weise auf Erfahrungen mit Gott einzulassen.

Beispielhaft dafür sind die Erfahrungen des Osterfestes in der Corona-Pandemie, die zehn Ordensfrauen gemacht, gemeinsam gedeutet, reflektiert und formuliert haben (Fülle in der Leere 2020) und mit denen sie sich gezeigt haben, um sie anderen zur Diskussion anzubieten:

„Es gibt für uns kein Zurück mehr hinter die Erfahrungen dieser Corona-Wochen 2020 – einer unglaublichen Fülle in der verordneten Leere. […] Wir hoffen, dass unsere Erfahrungen dazu

beitragen, dass neue Wege gesucht und mutig gegangen werden.“

Wege, die sich aus Handlungen als einzelne Stationen in die Landkarte einzeichnen.

Handeln

„Jesus Christus hat sich um Schwache, Arme und Kranke gekümmert. Wir tun das auch. Wir können uns aber nie um alle kümmern. Wir sind nicht Gott“, so übersetzt Pfarrer Holger Pyka (2020) die Diskussionsgrundlage „Kirche auf gutem Grund – Elf Leitsätze für eine aufgeschlossene Kirche“ des Z-Teams (Zukunftsteam) der Evangelischen Kirche in Deutschland in Leichte Sprache, um das Anliegen des Textes zu verdeutlichen.

Daraus wird übertragbar auch für die katholische Kirche dreierlei sichtbar: 1. Gott handelt in Jesus Christus, die Selbstentäußerung Gottes in Christus (Phil 2,7) prägt die kenotische Struktur, in der 2. Christi Handeln Vorbild für das Handeln seiner Kirche ist. 3. Die Kirche kommt an Grenzen, gleich, wie gut sie in Christi Namen handelt.

Nicht deutlich wird daraus, wie die kirchliche Landkarte in den jeweils wahrgenommenen Grenzen aussieht. Soll die Kirche mehr Eucharistie feiern? Soll sie mehr sozial arbeiten? Kontemplativer werden? Sich an politischer Diskussion beteiligen oder um Himmels willen heraushalten? Mehr zuhören oder mehr predigen? Soll sie Angebote machen? Oder einfach Angebot sein?

Die Handlungsoptionen bilden sich bis in die Sprechakte hinein ab, denn Sprechen ist „Handeln mit Symbolen“ der Kommunikation (Feddersen/Gessler 2020).

Kirchliches Handeln orientiert sich nach ihrer Lehre an den Grundvollzügen Diakonie, Gemeinschaft, Liturgie und Verkündigung. Doch selbst hier gibt es kein ausgewogenes Bild, wie ein Bericht aus dem synodalen Gesprächs- und Veränderungsprozess „Heute bei dir“ im Bistum Aachen formuliert: „Wer diakonisch tätig ist, muss Auskunft darüber geben, wie es denn um seine liturgisch geprägte Spiritualität steht. Umgekehrt wird die Frage so gut wie nie gestellt.“

Öffentlich wahrnehmbarer Relevanzverlust führt in einen Handlungsdruck. Der wiederum sucht sich unterschiedliche Ventile. Aus dem einen entweicht die Luft über den Anspruch, die Dinge jetzt aber mal richtig richtig zu machen. Das zieht die Entwertung des Vorhandenen nach sich und macht müde. Bei anderen geht es ins gegenteilige Extrem der Verweigerung, die jedoch, wie im Roman „Schöne Seelen und Komplizen“ (Schoch 2018, 151–153) die Romanfigur Ruppert Klose formuliert, ebenfalls nicht integrativ wirkt:

„Ich habe Jahre damit vergeudet, mich abzugrenzen. Mich gegen den Zeitgeist zu sperren. Ich habe die Schallplatte verteidigt, als die CDs aufkamen, ich habe Schmähreden gegen das Handy gehalten […] Am Ende hat dieses Dinosaurierverhalten überhaupt nichts gebracht. Ich habe gar nichts aufgehalten. Ich bin immer nur zu spät gekommen, das ist alles. […] Vielleicht habe ich tatsächlich den Anschluss verpasst. Die Frage ist nur, den Anschluss woran. Was könnte mich entzünden?“

Feiern

Was für ein Event! Wer ein Fest so geplant hat, dass es zündet, hat alles richtig gemacht. Vorbereitung, Einladung, Marketingstrategie, Sichtbarkeit auf Social-Media-Kanälen, sensationelle Location. Event, das kommt aus dem lateinischen *„evenire“*, „geschehen, in Erfüllung gehen, sich ereignen, oft unpersönlich“, konkretisiert das Wörterbuch. Ein *eventus* ist ein Ergebnis.

Wenn das Verb *„venire“*, also „kommen“, mit der Vorsilbe *ad-* statt *ex-* kombiniert wird, bekommt es die Bedeutung „ankommen, herankommen, sich nähern“. Ein *adventus* ist ein Anmarsch. Höchstpersönlich, konkretisiert die Bibel.

Die urbanisierte Kultur plant und bewertet eine gelungene Feier als Event. Christlich ist ein Fest angelegt als Abbild des *„adventus“*. Das Fest selbst ist nicht das Ergebnis. Es weist in die Zukunft einer himmlischen Feier und ist eine Etappe auf dem

Weg, die diese Verheißung wachhält. Dies gilt insbesondere für liturgische Feiern.

Die Spannung zwischen Event und Advent ist nicht schon die ganze Erklärung, aber eine der möglichen Folien, auf deren Hintergrund unterschiedliche Positionen zur liturgischen Feier gedeutet und auch in gegensätzlichen Positionen ausgetragen werden.

Ist „Marktförmigkeit" im Sinn der Erreichbarkeit, der Verständlichkeit, der Form und Sprache zulässig oder ist ein liturgisches Fest umso gültiger, je entrückter von der Erde es Abbild des Himmels sein will? Was möchten die Menschen erleben? Suchen Mitfeiernde in einer Liturgie nach Performance? Was ist mit denjenigen, die Romano Guardini beschrieb als „die vielen, die dürren Gemütes sind und von all der Schönheit nichts spüren, wie sie ringsum spricht und tönt und glänzt, sondern nur Kraft suchen für ihre tägliche Mühsal" (Guardini 1957, 110), die psychisch und physisch entspannen und auftanken möchten?

Der Schwerpunkt auf der Skala zwischen Event und Advent bestimmt, was das für den Kirchenraum bedeutet, für den Ablauf der Liturgie, für die Menschen, die einer liturgischen Feier vorstehen, für verschiedene Ausdrucksformen und für die Kommunikation im Vorfeld mit den Menschen, die kommen, um zu feiern.

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern als Entwicklungsaufgabe

Denken (Kognition), Erfahrung (und Emotion) und Verhalten (Handeln) zu integrieren und sich um Wohlbefinden zu bemühen (darin: Feiern), hat Robert J. Havighurst (1900–1991) als individualpsychologische Entwicklungsaufgabe formuliert. Offenbar ist es auch eine Kirchenentwicklungsaufgabe.

Ein streitbares Denken über unterschiedliche Positionen in der Theologie unter Einbezug anderer Wissenschaften kann im Sinne von *Veritatis gaudium* eine Gegenkultur bilden zu einer „Gesellschaft, in der Gräben nur vertieft oder in der intern nur Richtigkeiten ausgetauscht werden" (Feddersen/Gessler 2020, 129). Ist es miteinander besprechbar, wer Gott wo erahnt?

Wenn alle nicht nur das eigene Denken, sondern auch die Geschichten der eigenen Erfahrung im Austausch „bloßlegen", dann steht hinter jedem Kontakt eine Wahrnehmung der Vulnerabilität. Aus dem Wissen um die wunden Punkte eines anderen Menschen leitet sich die Verantwortung des Nächsten für ihn ab (vgl. *Fratelli tutti*, Zweites Kapitel, besonders 79). Das aber setzt voraus, Erfahrungen zu teilen, mitgeteilt zu bekommen, adäquate Probehandlungen vorzunehmen und angemessene Reaktionsweisen zu finden. Eine solche Kultur des Umgangs miteinander weitet den aktuell begrenzten Raum, in dem „die Kirche […] in einer sich tendenziell weiter säkularisierenden Gesellschaft immer öfter nicht dabei [ist] in den verzweifelten Momenten der Menschen, in den, wieder theologisch formuliert, Gottesfinsternissen, die Menschen erfahren" (Feddersen/Gessler 2020, 102).

Hermann Josef Spital richtet den selbstkritischen Blick auf die Pastoral: „Es könnte sein, dass hier etwas von dem ‚einen Notwendigen' liegt, etwas, das früher selbstverständlich getan wurde, das aber angesichts der veränderten Lebensumstände verlernt oder gar verhindert worden ist" (Spital 1992, 26).

Eine zunehmende Verschränkung von Event und traditionell ritualisierter Feier stellt die „Frage nach der Komplementarität von Innovativem und Kanonischem" (Hitzler 2011) als Frage nach dem eschatologischen Ineinander von „schon" und „noch nicht". Der Kirche steht immer eine Selbstüberprüfung an, ob sie Events missbräuchlich nutzt, um „den vielfältigen gesellschaftlichen Entwicklungen eine [scheinbar] eindeutige, emotional aufgeladene ‚wahre Lehre' entgegenzustellen" (Kosack 2020), ob sie sich unbewusst gegen eine unerwünschte Renaissance der Vergangenheit stemmt oder ob sie auf dem durchgängigen Hoffnungsbild des Advents auch ritualisierte Formen aus dem Schatz ihrer Tradition als zukunftsweisend anbieten kann.

Die Überlebensfähigkeit der Kirche wird auch daran zu erkennen sein, ob sie Räume und Wege dafür eröffnet, dass die unterschiedlichen Identitäten in der Kirche in aller

Literatur

Feddersen, Jan/Gessler, Philipp, Phrase unser. Die blutleere Sprache der Kirche, München 2020.

Fülle in der Leere: Was die Ostererfahrungen 2020 uns sagen, in: feinschwarz.net, 2020 (alle Internetquellen abgerufen am 23.11.2020).

Frick, Marie-Luisa, Mutig denken. Aufklärung als offener Prozess, Ditzingen 2020.

Guardini, Romano, Vom Geist der Liturgie, Freiburg/Br. 1957.

Hitzler, Ronald, Eventisierung des Glaubens. Zur Frage nach der Komplementarität von Innovativem und Kanonischem. Am Beispiel der Weltjugendtage, in: sinnstiftermag 12 (2011).

Kosack, Dominique-Marcel, MEHR – Kirchliche Innovation oder Rückschritt in neuem Gewand?, in: Theologie Aktuell, 2020.

Marx, Reinhard, Freiheit, München ^{2}2020.

Pyka, Holger, Die Leitsätze des Z-Teams – Übersetzungsversuch vor einer Diskussion, in: Kirchengeschichten, 2020.

Schoch, Julia, Schöne Seelen und Komplizen, München 2018.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Apostolische Konstitution Veritatis gaudium von Papst Franziskus über die kirchlichen Universitäten und Fakultäten (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 211), Bonn 2018.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Enzyklika Fratelli tutti von Papst Franziskus über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 227), Bonn 2020.

Spital, Hermann Josef, Über die

eschatologischen Spannung eine gemeinsame Richtung auf Gottes Zukunft hin erkennen, dass die Traditionellen wie die Progressiven ihre Entwicklungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume fruchtbar machen können. Dabei ist erste Aufgabe, dass alle darauf vertrauen, dass die anderen das hinbekommen: gemeinsam weitergehen. In all diesen vier Bereichen.

Geht das zusammen?

Fähigkeit, Erfahrungen zu machen. Überlegungen zur Weitergabe des Glaubens. Pastoralschreiben, Trier 1992.

Susmann, Margarete, Kriegsbriefe deutscher Studenten, in: Neue Züricher Zeitung vom 6. und 13.3.1921.

Svensson, Patrik, Das Evangelium der Aale, München 2020.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Dr. Markus-Liborius Hermann ist Referent für Evangelisierung, Verkündigung und Katechese in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

„Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Christus, der Herr“ (Lk 2,11). So verkünden es die Engel den Hirten nach dem Lukasevangelium und so hören wir es normalerweise in den Weihnachtsgottesdiensten. Doch zu diesem Weihnachtsfest wird vermutlich alles ein wenig anders sein.

Im Frühjahr 2020 wurde die Welt durch die Covid-Pandemie überrascht. Auch für die Kirche stellten sich viele Fragen in bisher kaum dagewesener Schärfe. Das Osterfest wurde von Christen in aller Welt unter nie dagewesenen Rahmenbedingungen im Schatten von Corona gefeiert. Aufgrund der Kontaktverbote fanden Gottesdienste in leeren Kirchen statt, wurden im Internet, über Facebook, Youtube oder auch im Fernsehen übertragen. Wie die Situation zum Weihnachtsfest 2020 sein wird, darüber kann nur spekuliert werden. Angesichts der Pandemie ist es jedoch absehbar, dass auch dieses Fest anders ablaufen wird als gewohnt, zumal es dringend angeraten ist, sich vorsichtig zu verhalten und das Hygiene-Regelwerk auch in kirchlichen Zusammenhängen einzuhalten.

Um Anregungen zu geben, wie Weihnachten auch in Zeiten der Corona-Pandemie gefeiert werden kann, haben die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz (KAMP) und das Bonifatiuswerk die bestehende Onlineplattform www.pastorale-innovationen.de um eine Ideenbörse erweitert, auf der Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit vorgestellt und vernetzt werden. Die Ideenbörse soll zugleich eine Inspiration für Pfarreien sein, die sich wegen Corona unter ganz anderen Bedingungen auf die Advents- und Weihnachtszeit vorbereiten müssen.

Einige Beispiele seien herausgegriffen: Die *WEIHNACHTSBOTSCHAFTer* wollen angesichts begrenzter Plätzen in den Kirchen zu den Menschen hinauszugehen und die Weihnachtsbotschaft verkünden. Dabei kommt die Gemeinde fast von selbst mit Menschen in Kontakt, die sich nicht auf den Weg in die Kirche machen können oder wollen.

Foto: © Dima Pechurin on Unsplash.

Das *Krippenspiel in Zeiten von Corona* stellt Vorschläge für die

Inszenierung der Weihnachtsgeschichte mit Abstand zur Verfügung.

Foto: © Antonio Gravante / 123rf.com Lizenzfreie Bilder.

Liturgische Vorschläge für die Gestaltung des Heiligen Abends unter Corona-Bedingungen werden unter *Kirche kommt zu dir – Weihnachtsgottesdienste in der Nachbarschaft* präsentiert.

Die Idee *Weihnachten im Bonibus* bietet Vorschläge, wie kleine Teams z. B. am 24., 25. oder 26.12. mit dem gelben „Bonibus“ an unterschiedliche Plätze im Dorf oder in der Stadt fahren können, um dort Menschen zu einer kleinen Weihnachtsandacht einzuladen.

Foto: © Bistum Erfurt.

Weihnachten am Wegesrand beschreibt einen weihnachtlichen Stationenweg durch den eigenen Ort.

Foto: © Bistum Erfurt.

Weitere Sammlungen zu Ideen in katholischen (Erz-)Bistümern sowie bei den Hilfswerken finden Sie auf der Themenseite der Deutschen Bischofskonferenz, beim Bonifatiuswerk und beim Deutschen Liturgischen Institut (DLI), das ebenfalls Modelle und Materialien für die Advents- und Weihnachtszeit anbietet. Hingewiesen sei u. a. auf die digitale Ideenbörse des Bistums Aachen sowie die Sammlungen der (Erz-)Bistümer Freiburg, Essen und Erfurt und Hildesheim.

Bei der ständig größer werdenden Zahl von Ideen und Anregungen wird vielleicht auch etwas für Sie dabei sein. Das Entscheidende aber ist: Egal auf welche Weise wir feiern – zu Weihnachten wird uns „in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Christus, der Herr“ (Lk 2,11). Diese frohe Botschaft, dieses Evangelium hat durch alle Zeiten hinweg die Kraft, Hoffnung zu geben.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Eine qualitativ-empirische Studie in einer Seelsorgeeinheit im Bistum Rottenburg-Stuttgart

Dr. Tobias Kläden ist Referent für Evangelisierung und Gesellschaft in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Im pastoraltheologischen Diskurs erfreut sich der Netzwerkbegriff seit geraumer Zeit einer großen Beliebtheit. Mit ihm verbindet sich die Hoffnung, die Aporien des gemeindezentrierten Modells von Kirche zu überwinden – durch dezentrale Organisation, Flexibilität und Mobilität, Innovation und Kreativität sowie die Integration verschiedener Sozialformen. Mirjam Zimmer vom zap resümiert daher, dass es sich beim Netzwerk um eine pastorale Sehnsuchtsmetapher handelt. Doch es ist keineswegs ausgemacht, was jeweils genau mit dem Begriff des Netzwerks gemeint ist. Die Verwendung wechselt zwischen Metapher und umrissenem Konzept, zwischen Analyse und normativem Zielbegriff, zwischen Soziologie und Ekklesiologie.

Auch im Kirchenentwicklungsprozess „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“ des Bistums Rottenburg-Stuttgart spielt der Netzwerkbegriff eine zentrale Rolle. Doch welche Funktion übt die Netzwerkkonzeption im pastoralen Handeln vor Ort tatsächlich aus? Kann eine dezentrale(re) Perspektive auf das Kirchenverständnis Wirkung entfalten?

Diesen Fragen ging eine qualitativ-empirische Studie am Lehrstuhl für Praktische Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen nach. Sie wurde 2017–2019 von Tobias Dera mit Unterstützung eines Forschungsteams am Lehrstuhl (Michael Schüßler, Lukas Moser, Teresa Schweighofer) durchgeführt. Drei verschiedene Methoden wurden verwendet, um zu einer „dichten Beschreibung“ (Clifford Geertz) dessen, was sich vor Ort zeigt, zu gelangen: (a) die teilnehmende Beobachtung der Sitzungen des für den Kirchenentwicklungsprozess verantwortlichen Prozessteams einer ausgewählten Seelsorgeeinheit im Bistum Rottenburg-Stuttgart, (b) so genannte flanierende Netzwerkinterviews mit Menschen mit unterschiedlicher Nähe zur Pfarrgemeinde und (c) die dokumentenanalytische Auswertung des Abschlussberichts des Kirchenentwicklungsprozesses, der gleichzeitig der anlässlich der Pastoralvisitation vorzulegende Pastoralbericht der untersuchten Seelsorgeeinheit war.

Ziel der teilnehmenden Beobachtung der Sitzungen des Prozessteams war es, die dort deutlich werdende Kommunikations- und Handlungsdynamik zu erheben. Über welche Identitäten und welche Relationen wird besonders gesprochen? Als dominante Perspektive, unter der die Beziehung des Prozessteams zur Gemeinde betrachtet wird, erweist sich das Beziehungsschema „Information und Kontrolle“. Es ist eine asymmetrische Beziehungsform, die sich in drei verwandten Bereichen konkretisiert: „Öffentlichkeitsarbeit“, „Menschen erreichen“ und „Menschen dazu bringen, etwas zu tun“. Die engagierte Leitung steht somit einer (oft als fordernd erlebten) Mitgliedschaft gegenüber, die sie für ihre Angebote zu gewinnen versucht. Daneben tritt auch ein symmetrisches Beziehungsmodell „Beziehung als Dialog“ auf – man will mit den Menschen ins Gespräch kommen. Dieses Paradigma hat es jedoch gegenüber dem asymmetrischen Paradigma schwer, sich durchzusetzen.

Quer zu der Unterscheidung asymmetrische/symmetrische Beziehungsform lässt sich auch danach fragen, welche Inhalte

in den vom Prozessteam unterhaltenen Beziehungen vorkommen. Von Interesse ist dabei, wie auf verschiedene Orte inhaltlich Bezug genommen wird: als Teil einer Liste oder als Ereignisort. Beim Frame „Liste“ geht es um objektivierbare Aspekte, z. B. die zu erfüllenden Vorgaben einer Satzung, beim Frame „Ereignisort“ um die Erfahrungen, die eine Person an diesem Ort macht. Dabei kann ein und derselbe Ort sowohl als Teil einer Liste als auch als Ereignisort betrachtet werden. Die Kirche vor Ort erscheint nach diesen Beobachtungen stark von einer Organisationslogik geprägt: Aktivitäten und Ereignisse werden vor allem unter der Perspektive von Fakten angeschaut, die sich als Teil einer Liste darstellen lassen. Erlebnisse und Erfahrungen spielen demgegenüber nur eine untergeordnete Rolle.

Bei den so genannten flanierenden Netzwerk-Interviews handelt es sich um relativ offene Interviews. Dazu wurden die Interviewpartner*innen im Vorfeld gebeten, sich eine Route in ihrem Lebens- und Wohnort zu überlegen, die entlang von Orten führt, die sie mit dem Evangelium in Verbindung bringen. Sie wurden ermutigt, über ihre persönlichen Erfahrungen zu sprechen, um so herauszufinden, welche Orte sie aus welchen Gründen für ihren Glauben als relevant erachten. Neben stark in der Gemeinde engagierten Personen wurden auch solche befragt, die weniger oder gar nicht in das Gemeindeleben integriert sind. Insgesamt kamen so zehn Interviews zustande.

Die Auswertung der Interviews lehnte sich an das Verfahren der Grounded Theory Methodology an (theologisches Codieren). Besonders wurden Passagen beachtet, in denen Orte, Ereignisse oder Situationen vorkommen, die für den Glauben der Interviewpartner*innen relevant sind oder die sie mit dem Evangelium in Verbindung bringen. Es wurde dann eine Verdichtung auf 22 „evangeliumsrelevante Orte“ vorgenommen, die in dichten Beschreibungen zusammengefasst wurden (z. B. die Feldkreuze, der Frauenbund, die freie evangelische Gemeinde, „wenn der nigerianische Sommerpfarrer da ist“, die Flüchtlingsarbeit, der Bauernhof, der Kindergartengottesdienst, das Kirchengebäude, der Gemeinderat, die Sternsinger-Aktion, Momente der Hilflosigkeit, Taizé, der Abenteuerspielplatz …).

In einem weiteren Schritt wurden die verschiedenen evangeliumsrelevanten Orte bzw. Situationen auf ihre Ereignisqualitäten hin analysiert. Diese lassen sich unter den Stichworten „befreiende Potenzialität“, „persönliche Relevanz“, „überschreitende Resonanz“, „gelebte Gemeinschaft“, „ermöglichende Diakonie“, „unverfügbare Ereignishaftigkeit“ und „bezeugende Normativität“ zusammenfassen. Die evangeliumsrelevanten Ereignisse finden sowohl in fluiden, spontanen als auch in konstanten, kirchlich-institutionalisierten Kontexten statt. Die erlebte Bedeutung eines Ereignisses entspricht dabei nicht immer den institutionellen Erwartungen (wenn z. B. bei der Schilderung der Fronleichnamsprozession gar nicht auf den liturgischen Akt der Prozession eingegangen wird, sondern auf die gemeinschaftsbildende Vorbereitung des durchgehenden Blumenteppichs).

Die Analyse des Abschlussberichts bestätigt die Erkenntnisse aus der teilnehmenden Beobachtung der Sitzungen des Prozessteams. Kirche vor Ort erscheint hier vor allem als Liste von Aktivitäten und Ereignissen. Es wird zwar eine Öffnung nach außen angezielt, die aber unidirektional bleibt. Anhand von Netzwerkkarten wird deutlich, dass sich die Kirchengemeinde weiterhin als das Zentrum von Kirche versteht, nicht als ein Knotenpunkt der Kirche vor Ort unter anderen.

Fasst man die Ergebnisse zusammen, so setzen sich in der untersuchten Seelsorgeeinheit vertraute Konzepte und Praktiken des gemeindezentrierten Kirchenbilds gegenüber neuen Impulsen aus der Netzwerkperspektive durch. Dem liegt keine bewusste Entscheidung gegen Innovationen zugrunde: Das Festhalten an den alten Konzepten geschieht beiläufig – man greift im Zweifel auf Selbstverständliches zurück. Die Erwartung, dass der Netzwerkgedanke überkommene Modelle der Gemeindetheologie aufbricht, wird nicht erfüllt; das Netzwerk wird eigentlich nur als Label für bereits Bestehendes übernommen. Echte Partizipation, womöglich von außergemeindlichen Orten,

scheint in der Kirchengemeinde nicht vorgesehen.

Insgesamt reproduziert der Prozess „Kirche an vielen Orten“ somit vor allem eine Organisationslogik – trotz der entgegengesetzten Netzwerk-Programmatik. Das bedeutet nicht, dass sich die Praxis des Volkes Gottes nicht längst in Netzwerkwirklichkeiten abspielt – die flanierenden Interviews geben intensiven Aufschluss über die Narrative zu den evangeliumsrelevanten Ereignissen und somit zu Kirche im Sinne von Netzwerken. Die Grenze zwischen Organisation und Netzwerk verläuft auch „weder zwischen bestimmten Personengruppen noch zwischen bestimmten geographischen Orten. Die Grenze zwischen Netzwerk und Organisation verläuft vielmehr an der Stelle, an der sich die Zugriffsform auf ein Geschehen ändert: Im Netzwerk wird erzählt und (theologisch gesprochen) Zeugnis gegeben, in der Organisation tritt der Ort als Datensatz auf, der strategisch manipuliert werden kann“ (Forschungsbericht 67).

Die Organisationslogik bleibt also dominant, Netzwerkpotenziale spielen in der Kirche vor Ort, zumindest aktuell, nur eine untergeordnete Rolle. Die Studie stellt fest: „Netzwerke und Organisation stehen recht unvermittelt nebeneinander. Eine solche Konstellation ist aber für beide Teile von Nachteil: Die Organisation verliert ihre Relevanz für den gelebten Glauben ebenso wie gehaltvolle Orientierungspunkte für ihr eigenes Handeln, die Netzwerke hingegen haben keine Möglichkeit ihre Interessen strategisch zu verwalten und gesellschaftlich wirksam zu machen“ (ebd. 69).

Es geht nun nicht darum, die Perspektive „Organisation“ durch die Perspektive „Netzwerk“ zu ersetzen. Anzustreben wäre vielmehr ein Paradigmenwechsel, der die beiden Perspektiven unterscheidet und in ihren Potenzialen und Gefahren betrachtet. Genauso wäre es ein Missverständnis, würde man Netzwerke als Möglichkeit zur Optimierung der Organisation verstehen. Netzwerke lassen sich letztlich nicht organisieren, sie relativieren und irritieren die Organisation eher und machen den Kontrollverlust deutlich, dem sich die Institution und Organisation Kirche unter modernen Bedingungen ausgesetzt sieht.

Resümierend lässt sich festhalten: „Letztlich dokumentiert sich im untersuchten Feld eine Gleichzeitigkeit von drei kirchlichen Organisations- und Selbstbeschreibungsformen, die sich teilweise gegenseitig blockieren. Die Beschreibung von Kirche als moderne Organisation (Professionen, Planungsprogramme, Prozessteams) und als fluides Netzwerk christlicher Glaubenspraxis (Gelegenheiten, Ereignisse, Erfahrungen) wird überlagert von der kirchenrechtlich verankerten Kultur einer monarchischen Bischofskirche (Kontrolle und jurisdiktionelle Amtsvollmacht)“ (ebd. 71; vgl. Schüßler 2018). An die Seite der Kirchenleitungen ergibt sich daraus der Aufruf, für Prozesse der Kirchenentwicklung nicht zu enge Grenzen zu setzen und die vorhandenen Spielräume für ermöglichende Rahmenbedingungen auch zu nutzen. Jedenfalls kann es nicht sinnvoll sein, die Verantwortung für Innovationen allein den Akteur*innen der Kirche vor Ort aufzubürden.

Der Forschungsbericht zum Projekt „Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse“ ist hier abrufbar.

Literatur

Schüßler, Michael, Den Kontrollverlust erforschen. Theologische Archäologie der Kirche als Institution, Organisation und Netzwerk, in: Seewald, Michael (Hg.), Ortskirche. Bausteine zu einer künftigen Ekklesiologie (FS Gebhard Fürst), Ostfildern 2018, 147–165.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Geistliche Entdeckungen auf Feldwegen

Barbara Ratayczak ist überzeugte Landbewohnerin mit städtischen Wurzeln. Seit 1992 ist sie als Gemeindereferentin im Bistum Aachen tätig, seit 2007 im Netzwerk der Kleinen Christlichen Gemeinschaften und dann der Lokalen Kirchenentwicklung unterwegs.

In Krimis, die auf dem Land spielen, ermitteln oft trottelige Dorfpolizisten oder strafversetzte Städter vor dem Hintergrund von Tante-Emma-Läden, Gaststätten im 60er-Jahre-Design, Bauernhöfen und einsamen Bushaltestellen. Man muss über solche Klischees mitschmunzeln – sonst müsste man sich ärgern. Klischees werden der Wirklichkeit selten gerecht, enthalten aber doch immer ein Körnchen Wahrheit. Es gibt den Unterschied von Stadt- und Landleben – auch in der Kirche. Doch worin besteht dieser Unterschied? Immer wenn ich an Tagungen und Treffen im Rahmen der Lokalen Kirchenentwicklung teilgenommen habe, hatte ich den Eindruck, dass viele Initiativen und Projekte in Städten beheimatet waren. Geht Kirchenentwicklung nur in der Stadt? Mit Stadtmenschen, die offen sind für Neues und Veränderung? Ist Gott, der seine Geschichte mit einem Nomadenvolk in der Wüste begann, umgezogen? Ohne hier eine umfassende Sozialraumanalyse vorlegen zu können, möchte ich einige Gedanken und Ideen aufschreiben, die hoffentlich auch anderen „Landmenschen“ Mut machen, es trotzdem zu versuchen mit der Kirchenentwicklung. Ich möchte gerade nicht die Defizite aufzählen und ins Jammern kommen, was alles „auf dem Land“ nicht geht. Stattdessen möchte ich von Erfahrungen berichten, die zeigen, dass Entwicklung in der Kirche auch in ländlichen Gemeinden möglich ist – nur anders eben.

Vor über 30 Jahren habe ich mich bewusst für eine Stelle als Seelsorgerin auf dem Land entschieden. Mit Psalm 16,8 in einer älteren Bibelübersetzung möchte ich sagen: „Auf schönem Land fiel mir mein Anteil zu!“ Ich mag das Land und die Menschen hier. Vielleicht hatte ich auch ein wenig Glück, denn der Ort, an dem ich wohne und arbeite, gehört zu den Landgemeinden, die wachsen und die mit ihrer Infrastruktur (Straßenanbindung, Wohnqualität und Freizeitangebote) gut dastehen. Es gibt hier keinen Grund, in einer allgemeinen Depression über Landflucht und Verödung zu versinken. Das mag an anderen Orten anders sein.

Es gäbe viel zu erzählen über das Leben hier, doch ich will mich beschränken auf das, was für die Veränderungsprozesse nicht nur, aber vor allem in der Kirche von Bedeutung ist. Die Zivilgemeinde Gangelt hat ca. 12000 Einwohner, davon ca. 9000 Katholiken in sieben selbstständigen Pfarreien, einer Filialgemeinde und einem psychiatrischen Krankenhaus. Es gibt acht Kirchen in Dörfern mit zwischen 500 und 3000 Einwohnern.

Die Wohnsituation der Menschen ist für mich einer der bedeutendsten Faktoren für den Unterschied zwischen Stadt und Land. In Köln wohnen oft mehr Leute in einem Haus als bei uns in einer ganzen Straße. Die meisten Menschen wohnen in Einfamilienhäusern mit Garten. Viele Kinder wachsen in großzügigen Wohnverhältnissen auf. Neubaugebiete sind zunächst sehr homogen mit jungen Familien besiedelt, Straßen mit älteren Häusern demnach auch mit älteren Menschen. Zum Glück stellt sich gerade in den älteren Siedlungsteilen eine erfreuliche Durchmischung ein, weil junge Familien alte Häuser kaufen und sanieren. Vielleicht hat es ein Gott, der mit seinem Volk in Zelten wohnte und dessen Sohn „keinen Ort [hat], wo er sein Haupt hinlegen kann“ (Lk 9,58), bei so sesshaften Menschen besonders schwer.

Es gibt eine Menge Vereine und Traditionen. Wer in ein Dorf zieht, findet dort am leichtesten Anschluss: Ob Sport- oder Musikverein, ob Pfadfinder oder Schützenbruderschaft – es gibt

eine große Auswahl an Möglichkeiten, Gemeinschaft zu finden. Dabei darf man allerdings unter Umständen keine Angst vor Traditionen haben: Der Musikverein spielt auch beim Schützenfest, der Schützenverein veranstaltet mindestens eine Kirmes im Jahr. Gangelt wurde nicht umsonst wegen seiner Karnevalssitzung als Corona-Hotspot „berühmt". Einzig der Sportverein hat seine Turniere am Sonntagmorgen …

Traditionen spielen auch im kirchlichen Bereich eine große Rolle – womit wir zum Kern des Themas kommen. Obwohl die Dorfpfarreien schon in den 80er Jahren die ersten waren, die die Auswirkungen des Priestermangels zu spüren bekamen, ist das Verständnis von Kirche eher traditionell. Möglichkeiten der Mitwirkung, die das 2. Vatikanische Konzil und die Würzburger Synode eröffneten, wurden teilweise genutzt, aber immer mit der Motivation, „dem armen Pastor zu helfen, der es ja alleine nicht mehr schafft". Dieser Gedanke ist bis heute nicht aus den Köpfen zu verbannen: Kirche ist da, wo der Pastor ist. Erst sehr langsam finden Menschen zu einem Engagement aus dem Bewusstsein ihrer Taufwürde.

Der Sprachgebrauch der Hauptberuflichen ist hier extrem wichtig: Auch wir haben zu lange nach „Helfer*innen" gesucht. Heute – nach einigen Jahren Beschäftigung mit der Lokalen Kirchenentwicklung – suchen wir anders: Wir (die hauptberuflichen Seelsorger*innen) suchen gemeinsam mit den Menschen nach Formen und Wegen, wie wir heute und hier Gemeinde Jesu Christi sein können. Es ist nicht leicht, die kirchlich Engagierten in den Orten davon zu überzeugen, dass es uns um diese Suche geht. Immer wieder kommt der Verdacht auf, dass wir nur wieder neue Kürzungen im Gepäck haben. Gerade die Orte, in denen Menschen zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Kirche aus eigenen Mitteln errichtet haben, wehren sich jetzt, wenn sie (wieder) zur Kirche im Nachbarort gehen sollen. Aber das, was bei uns „Weggemeinschaft der Gangelter Pfarrgemeinden" heißt, bringt auch Bereicherung und Vorteile. Ich will von einigen Beispielen gelungener Entwicklung berichten, möglichst aus einer geistlichen Perspektive. Die Beispiele mögen wenig spektakulär erscheinen, oft ist es sogar nur die Perspektive, die sich ändert – aber genau diese Veränderung der Sichtweise hat unsere Pastoral unendlich bereichert.

1. Neue Gottesdienstformen

Das Beste, was sich über die Zahl der Gottesdienstteilnehmer*innen an der Sonntagsmesse sagen lässt, ist, dass die, die da sind, aus eigener Entscheidung kommen – oder eben auch nicht. Auch wir sehen die Kirchen immer leerer werden und fragen nach attraktiven Formen von Gottesdienst und Gemeinschaft im Glauben. Einige Initiativen finden guten Anklang:

a) Familienkirche

„Wann und wo ist denn die nächste Familienmesse?" Wir wollten es den Familien leichter machen: Jeden ersten Sonntag im Monat ist um 10:30 Uhr in St. Nikolaus, Gangelt, Familiengottesdienst – je nach Gottesdienstplan auch als Wortgottesdienst. Ein Vorbereitungsteam bringt immer wieder kreative Ideen ein, Musiker*innen gestalten den Gottesdienst mit Keyboard, Flöte, Gitarre und Gesang. Im vierten Jahr sind die Stimmen der Bedenkenträger (fast) verstummt, denn auch die „alten" Gottesdienstteilnehmer*innen finden in den kindgemäßen Texten oft einen Gedanken, den sie in die neue Woche mitnehmen können. So ist es auch kein Problem mehr, wenn am ersten Sonntag im Monat Kirmes, Jubiläum oder sogar Allerheiligen ist. Einen Familiengottesdienst kann man zu jedem Anlass gestalten – das wissen mittlerweile auch die Vereine und sie bestehen nicht mehr auf ihrer traditionellen Gottesdienstgestaltung.

Ungeplant ergab sich aus der Familienkirche die zweite Initiative:

b) Leuchtfeuer

Nach einem dieser Familiengottesdienste sprachen uns Menschen mittleren Alters an: „Es wäre schön, wenn es so etwas auch für uns gäbe!" Einige Monate später haben wir genau diese Menschen angesprochen und mit einem Kreis von Motivierten die „Leuchtfeuer-Gottesdienste" entwickelt. Dieser Gottesdienst ist also tatsächlich ein Projekt, das „von unten"

entstanden ist. Mit größtmöglicher Offenheit sind wir in die Planung gegangen und haben vor allem gefragt: Was wollen wir? Was für einen Gottesdienst vermissen wir? So haben wir keine bestehende Gottesdienstzeit umgestaltet, sondern ein ganz neues Format ins Leben gerufen. An vier Freitagabenden im Jahr findet an wechselnden Orten ein meditativer Gottesdienst statt, möglichst auch mit anschließender Begegnung.

c) *Lagerfeuergottesdienst*
Gottesdienst draußen, rund um ein Feuer – das ist seit fast zehn Jahren ein Erfolgsmodell: mit dem Gottesdienst aus der Kirche rausgehen, dahin, wo das Leben der Menschen stattfindet, die besondere Atmosphäre eines Lagerfeuers nutzen, um Begegnung mit Gott und den Menschen zu ermöglichen.

2. Erstkommunionvorbereitung
„Würde man die Kirche abschaffen – Erstkommunion bestünde weiter!“ Dieser paradoxe Satz eines Kollegen beschreibt, wie wichtig den Familien dieses Fest ist. Auch hier sind Tradition und Folklore im Spiel. Vor einigen Jahren gingen noch nahezu 100 % der katholischen Kinder (und das waren dann 90 % eines Jahrgangs) zur Kommunion. Diese Zeit ist auch hier vorbei. Manche Familien entscheiden sich bewusst gegen eine Teilnahme ihres Kindes an diesem Sakrament. Für viele bleibt das Fest eines der schönsten Ereignisse der Kindheit, ob dies nun eine Verklärung in der Erinnerung ist oder nicht. Von traditionell orientierten Gemeindemitgliedern hört man dann jedes Jahr den Satz: „Und am Sonntag nach der Kommunion ist keiner mehr da!“ Unsere größte Herausforderung ist es, diesem Bild von Kirche zu begegnen. *„Proposer la foi“* nannte die französische Kirche erste Überlegungen zur Kirchenentwicklung – den Glauben vorschlagen (vgl. Bacq 2012, 36 f.).
Genau dies versuchen wir seit einigen Jahren. Wir schaffen ein Angebot von Familiengottesdiensten, Kindergruppen und anderen Veranstaltungen und geben den Familien so die Möglichkeit, das dritte Schuljahr ihres Kindes als „Kommunionzeit“ zu erleben. Manche Familien freuen sich ausdrücklich auf diese Zeit. Bei den Treffen können wir darauf bauen, dass die Familien sich zu einem großen Teil schon kennen, denn die Kinder besuchen die gleiche Grundschule. Im Kontakt mit den Familien versuchen wir, einladend und doch verbindlich zu sein, von unserer eigenen Begeisterung für die Botschaft Jesu zu sprechen, ohne den Eindruck zu vermitteln, man sei bei Kirche erst dann willkommen, wenn man an jedem Sonntag zum Gottesdienst kommt.

3. Mariä Himmelfahrt
Der 15. August ist in Nordrhein-Westfalen kein Feiertag. Trotzdem rief der Pfarrer, der in den 90er Jahren zuerst für drei, dann für fünf Orte zuständig war, eine neue Tradition ins Leben: Am Abend des 15.8. versammeln sich mittlerweile ca. 500 Leute aller Generationen an einer Feldkapelle im kleinsten Ort der Gemeinde Gangelt (Vinteln, ca. 50 Einwohner, keine eigene Kirche). Nach der Messe mit Kräuterweihe wird auf einem Bauernhof bei selbstgemachten Obstlikören weitergefeiert.
Eigentlich keine Aktion der „Kirchenentwicklung“, aber aus der Perspektive derselben durchaus bedeutsam: Ein ganz traditioneller Feiertag, an dem auch alte Marienlieder gesungen werden, bringt Alte und Junge zusammen, die Stimmung auf den spätsommerlichen Feldern, das Engagement der Bauernfamilie und des ganzen kleinen Ortes – all das trägt zu einer Veranstaltung bei, die man kaum noch bewerben muss, weil alle sich schon darauf freuen. Wo Gemeinschaft so gelingt, ist Kirche. Auch das, was schon da ist, kann Kirche der Zukunft sein.

Manche Fragen und Gedankengänge kehren in all diesen Initiativen wieder:

Neues von oben oder von unten?
Wer stößt Neuerungen an? Wer bestimmt, was auf den Weg gebracht wird? Viele Seelsorger*innen – und da kann ich mich nicht ausschließen – haben gute Ideen für pastorale Projekte. Erfolgsaussichten haben diese Ideen nur, wenn sie mit den Ehrenamtlichen gemeinsam entwickelt und auf den Weg gebracht werden und wenn sie den religiösen Gefühlen und Bedürfnissen der Menschen heute entsprechen. „Wir sind das Volk“ – das Volk Gottes hat auch seinen eigenen Sinn, den *„sensus fidelium“*, den

es zu entdecken und zu nutzen gilt. Trotzdem braucht es auch die Begeisterten, „Menschen, die aus Leidenschaft und Begeisterung, aus Hingabe und Passion sich einlassen auf die Herausforderungen der Zeit“ (Hennecke/Viecens 2019, 31) – sie sind die Ideenträger, die, die genug Charisma besitzen, um neue Bewegungen anzustoßen.

Was darf sterben?
Nicht alle alten Formen lassen sich in neue überführen. Wo Gottesdienste kaum noch besucht sind und nur noch mit Mühe aufrechterhalten werden, da darf auch etwas sterben. Oft gibt es dann laute und aufgebrachte Stimmen, die das verhindern wollen. Dann braucht es manchmal auch Mut und vor allem Feingefühl, um die richtigen Formulierungen zu finden, damit die alten Formen nicht einfach vom Tisch gewischt werden, sondern die Trauer – auch der wenigen – über den Verlust der liebgewonnenen Tradition ernstgenommen wird.

Netzwerkentwicklung
Vor allem im Bereich Familienpastoral, aber auch bei den Teilnehmer*innen an den neuen Gottesdienstformen entsteht eine Art neue Gemeinde. Menschen aus verschiedenen Orten versammeln sich, weil dies oder jenes Angebot ihren Durst stillt. Manche engagieren sich nach der Erfahrung solcher Gottesdienste auch in den Vorbereitungskreisen. Gemeinde wird nicht mehr vom Territorium bestimmt, sondern vom Angebot. Dieses Modell könnte in Zukunft noch größere Bedeutung bekommen: Dann wird vielleicht die eine Dorfkirche „Familienkirche“, eine andere „Leuchtfeuer-Kirche“ usw. Dies würde dem althergebrachten Bild der Ortsgemeinde, in der alle Altersgruppen alles finden, widersprechen – aber es könnte sein, dass der Wandel in diese Richtung weist.

Eine neue Sprache
Last but not least – die Kirche braucht eine neue Sprache. Ob für Kinder und Familien oder für (kirchenferne) Trauernde: Wir können uns nicht auf unseren katholischen Formeln ausruhen. Wir müssen sogar mehr denn je damit rechnen, dass diese Formeln einfach niemand mehr versteht. Wir versuchen, in Gottesdiensten eine verständliche Sprache zu sprechen, aber nicht nur im Kirchenraum besteht in dieser Beziehung Nachholbedarf. Mit Menschen über ihren Glauben sprechen lernen, das ist eine unserer vorrangigsten Aufgaben. Gerade dort, wo Religion und Tradition oft ein und dasselbe waren und sind, fällt es schwer, eine Sprache für den eigenen Glauben zu finden.

Die Kirche im Dorf lebt, sie ist unterwegs auf Feldwegen und neuen Umgehungsstraßen, sie versucht, sich zu entwickeln. Sie muss vielleicht eher reden statt laufen lernen. Erzählen vom Leben und Glauben – so wie die Emmausjünger – und dann entdecken, dass im Erzählen der Auferstandene unerkannt dazukommt. Diese Erfahrung ist in allen Erfolgsgeschichten: an irgendeinem Punkt wahrnehmen: Es ist Jesus! Das, was uns begeistert, was uns Zusammenhalt spüren lässt, das ist seine Gegenwart.

Und es braucht Geduld! Geduld und Mut, etwas auszuprobieren. Losgehen, auch wenn es langsam zu gehen scheint. Manche Früchte reifen erst nach einigen Jahren; an jungem, sprießendem Grün kann man nicht ziehen, damit es schneller wächst. Oft schien der Prozess der Lokalen Kirchenentwicklung tot, dann fielen uns Früchte zu, wo wir gar nicht damit gerechnet hatten. Es sieht zunächst so aus, als suchten wir vor allem nach Erfolgen in der Pastoral. Auch dabei kommt es wieder auf die Perspektive an: Nicht wir sind die Macher*innen. Gott sammelt sein Volk – wir sind dankbar, wenn wir gemeinsam mit den Christ*innen die „Chancen für die Sendung des Evangeliums allüberall […] entdecken“ (Hennecke/Viecens 2019, 50) und konkrete Formen entwickeln können, mit denen Glauben heute und hier lebbar wird.

Literatur

Bacq, Philippe, Für eine Erneuerung vom Ursprung her. Auf dem Weg zu einer „zeugenden Pastoral“, in: Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich (Bildung und Pastoral 1), Ostfildern 2012, 31–55.

Denner, Gabriele (Hg.), Hoffnungsträger, nicht Lückenbüßer. Ehrenamtliche in der Kirche, Ostfildern 2015.

Hennecke, Christian/Viecens, Gabriele, Von Missverständnissen und Fallstricken. Kirchenentwicklungen – Eine neue Sichtweise, Würzburg 2019.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Tell me more – auch per Video

Das digitale „Barcamp Evangelisierung“

Dr. Markus-Liborius Hermann ist Referent für Evangelisierung und missionarische Pastoral in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Aufgrund der aktuellen Pandemiesituation konnte das von der Seelsorgeamtsleiterkonferenz (SALK), der Konferenz für Katechese, Katechumenat und missionarische Pastoral (KKMP), dem Bonifatiuswerk und der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) der DBK für den 22. bis 23. November 2020 in Hamburg geplante Barcamp Evangelisierung „Tell me more“ nicht stattfinden. Die ausgebuchte Veranstaltung wollte angesichts immer rasanterer Veränderungen der Gestalt von Kirche einen dezidierten Blick auf *kirchliche Verkündigung* und die *Glaubenskommunikation* werfen und so einen Beitrag zum Thema Evangelisierung und Kirchenentwicklung leisten. Es sollte um die Frage gehen, welche Bedeutung die Glaubenskommunikation für die Kirchenentwicklung hat und wie es gelingen kann, experimentelle und innovative Formen zu entwickeln.

Aufgrund des hohen Interesses wurde jedoch am Abend des 22. Novembers eine verkürzte Videokonferenz-Version der Veranstaltung mit den für diesen Zeitpunkt ursprünglich geplanten Einstiegsimpulsen durchgeführt, an der knapp 60 Personen aus ganz Deutschland teilnahmen. Zuvor war von den Veranstaltern eine vorbereitende *Impulspost* versandt worden. Nach dem Einstieg mit dem Sonntagsevangelium Mt 22,34–40 (Die Frage nach dem wichtigsten Gebot) starteten drei Storytelling-Einheiten. Den Auftakt machte *Kilian Trotier,* Redakteur bei ZEIT Hamburg, der über seinen Text „Jesus. Der Herausforderer“ sprach. Dort zeichnet er Jesus als sein großes Vorbild und berichtet, warum er anderen gerne davon erzählt. Trotier beschrieb, wie sein Glaube sich immer wieder als wichtig und anknüpfungsfähig erwies, und empfahl, den „Inhalt und Kern“ des Glaubens ins Wort zu heben und nicht unablässig „Kircheninterna“ zu thematisieren. Anschließend gab es die Möglichkeit zu einem Austausch in mit drei Teilnehmern bestückten Breakoutrooms – eine Unterbrechung, die nach jedem Impuls wiederholt wurde und den Teilnehmern die Möglichkeit gab, über das Gehörte ins Gespräch zu kommen. Unterbrochen wurden diese Elemente durch einige live eingespielte oder gestreamte Musikstücke von Johannes Wiedecke. Eindrücke finden Sie hier.

Den zweiten Impuls lieferte *Svenja Kuban*, die davon erzählte, was sie als Erwachsene dazu bewogen hat, sich taufen zu lassen. In einem Gespräch mit ihrer damaligen Begleiterin Ursula Kropp, aktuell eine der Sprecherinnen der KKMP, berichtete sie von der selbstverständlichen Religiosität ihrer christlichen und muslimischen Freunde, die ihr Interesse weckte und sie auf den Weg zum Glauben brachte.

Der letzte, stärker reflexive Impuls kam von *Maria Herrmann*, Referentin für strategische Innovation im Bistum Hildesheim, und wollte der Frage nachgehen, wie es gelingen kann, Glaubensthemen gut zu moderieren und Glaubenskommunikation dialogisch, beteiligend und kreativ zu gestalten. Ihre Überlegungen wollte sie als Motivation, Bestätigung und Nachdruck verstanden wissen. Ausgehend von der Geschichte der Taufe des Äthiopiers (Apg 8) forderte sie zunächst zu einem Nachdenken darüber auf, wer „Subjekt“ und „Objekt” von Glaubenskommunikation ist, und warnte vor „einengenden Objektivierungen in Bezug auf Verkündigungsprozesse“. So gehöre eine Zielgruppenorientierung zu den „Basics“, doch kämen wir „an der Vielfalt und Kraft des Lebens nicht vorbei“. In einem

zweiten Schritt hinterfragte sie den Prozess der Glaubenskommunikation und bilanzierte: „Content ist wichtig. Doch ohne Beziehung geht nichts“: „Kein Programm, kein Design, keine Flyer, kein Kurs ersetzen die Bezogenheit auf unsere Mitmenschen.“ Abschließend verwies sie auf das Veränderungspotential der Glaubenskommunikation für die Verkündiger selbst und fragte, ob „unsere Formen von Verkündigung, Evangelisierung und Mission vielleicht kreativer, nachhaltiger und gelingender [wären], wenn wir zu aller erst davon ausgehen würden, dass sie uns selbst verändern“. Damit nahm sie einen Gedanken auf, der unter anderen schon in *Evangelii nuntiandi* (1975) zu finden ist.

Die eigentlichen Barcamp-Sessions, die ursprünglich für den zweiten Tag gedacht waren, konnten in diesem Format leider nicht umgesetzt werden, allerdings steht bereits der neue Termin für das Barcamp Evangelisierung: 21. bis 22. November 2021 in Hamburg. Zur Nachbereitung der Videokonferenz wurde eine Internetplattform freigeschaltet, auf der sich alle Impulse sowie die Musik etc. finden lassen und Anregungen, Ideen und Themen zur weiteren Vorbereitung des Barcamps 2021 gesammelt werden.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Dr. Tobias Kläden ist Referent für Evangelisierung und Gesellschaft in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Aufgrund der Corona-Pandemie musste die für Anfang Dezember von der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Freizeit und Tourismus (KAFT), der Thomas-Morus-Akademie (TMA) und der Akademie des Versicherers im Raum der Kirchen (VRK) geplante Fachtagung „Zurück auf Los? Der Beitrag der Kirchen zu einem nachhaltigen Tourismus“ auf den 6. bis 8. Juli 2021 verschoben werden. Als Appetizer für die Tagung im kommenden Jahr und um das Thema nicht aus den Augen zu verlieren fand am 3. Dezember 2020 ein Online-Fachgespräch zu „Kirchen und nachhaltiger Tourismus“ statt. Es nahmen 50 Personen aus dem katholischen wie evangelischen Bereich an der Veranstaltung teil.

Die Bedeutung des Themas Nachhaltigkeit liegt auf der Hand, da ein nichtnachhaltiger Lebensstil unsere globale Lebensgrundlage fundamental bedroht. Welche Rolle spielt der bedeutende Wirtschaftsfaktor Tourismus dabei? Zerstört er auf lange Sicht das, was er eigentlich schätzt und schützen will? Und was können die Kirchen in diesem Zusammenhang beitragen?

Durch Corona spitzt sich das Ganze noch einmal zu: Reisen, besonders Fernreisen, werden erschwert. Das mildert Phänomene des Massentourismus oder Overtourism ab und senkt CO_2-Emissionen, führt aber zu wirtschaftlichen Schwierigkeiten bei denjenigen, die vom Tourismus leben. Dies lässt die Frage nach einem sanften, einem nachhaltigen Tourismus neu in den Blick kommen.

Markus Vogt, Sozialethiker an der LMU München, charakterisierte in seinem Impuls Nachhaltigkeit als ein Kompromisskonzept: Es nimmt die Wechselwirkungen zwischen Ökologie, Ökonomie, Sozialem und Kulturellem in den Blick und sucht einen Ausgleich zwischen diesen Bereichen zu finden, durch den die globalen Lebensgrundlagen geschützt werden. Einen gewissen Vorrang hat dabei die Ökologie, doch sind in dieser hochkomplexen Gemengelage heterogene Zielkonflikte zu bewältigen. Nur ein Beispiel: Fernreisen können dem interkulturellen Austausch und der Sensibilisierung für kulturelle Hintergründe dienen; andererseits erzeugt schon allein ein Flug nach Gran Canaria 1,5 t CO_2 – so viel, wie ein Inder durchschnittlich pro Jahr verbraucht. Trotz vieler legitimer Zwecke von Reisen sind bestimmte Limits und Beschränkungen unumgänglich, wenn Klimaschutzziele eingehalten werden sollen; auch CO_2-Kompensationen allein reichen dazu nicht aus.

Neben dem Nachhaltigkeitskonzept spielten auch andere Ansätze eine Rolle in der Diskussion, etwa das der Resilienz oder der ökologischen Gerechtigkeit. Kirchliche Stimmen haben einen großen Anteil am Nachhaltigkeitsdiskurs, man denke nur an den konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung oder an die Enzyklika *Laudato si'*. Dabei wird deutlich, dass es nicht allein um technische Veränderungen geht, sondern um eine kulturelle Revolution (Papst Franziskus). Kirchen können ein intelligentes Reisen fördern, das vielleicht seltener, aber mit mehr Zeit stattfindet, das Begegnung ermöglicht und spirituell begleitet wird – wie z. B. das Pilgern, für das, wenn man so rechnen will, bereits jetzt schon mehr Zeit aufgewendet wird als für alle anderen Formen von Liturgie.

Der Tourismuswissenschaftler Harald Pechlaner (Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt) beleuchtete die Folgen der Corona-Pandemie für die Tourismuswirtschaft angesichts großer (allerdings unterschiedlich verteilter) Einbrüche in diesem Jahr. Corona wirkt als Katalysator für bereits bestehende Entwicklungen

und schon länger zu hörende Kritik am Tourismus, vor allem, wenn er als Overtourism Lebensräume von Menschen gefährdet. Die Perspektive des „Lebensraums der Bereisten“ wird nicht mehr einfach der Perspektive der „Destination der Reisenden“ untergeordnet werden können. In Zukunft wird – neben Sicherheit und Gesundheit – auch das Konzept der Nachhaltigkeit beim Reisen eine noch größere Rolle spielen als derzeit.

Wichtig werden dabei auch Stichworte wie Gastfreundschaft und Resonanz werden. Gastfreundschaft verweist auf die Wertschätzung, die dem Gast, aber auch dem Gastgeber entgegenzubringen ist, damit die Beziehung zwischen beiden gelingt. Mit dem Resonanzkonzept wird angedeutet, dass es – statt einer Fixierung auf das eher oberflächliche Erlebnis – um die Erfahrung in ihrer Tiefendimension geht und so eine „Reise ins Ich“ ermöglicht wird.

Die Kirchen mit ihrer Kompetenz in den großen Fragen der Welt und des Lebens haben somit auch eine wichtige Funktion für den Tourismus, indem sie die Tiefendimension des Reisens und eine Kultur der Gastlichkeit fördern können. Hier geht es um mehr als um das Einspielen ethischer Werte, nämlich um ein respektvolles (statt instrumentelles) Verhältnis zu Natur und Umwelt. Dies ist eine wichtige Voraussetzung dafür, hinsichtlich der Nachhaltigkeit vom Wissen zum Handeln zu kommen. Die Kirchen haben auch die Aufgabe, kritisch aufzuklären über problematische säkulare Heilsversprechen, die die Tourismusindustrie macht – und gleichzeitig den eigenen Verbrauch an Ressourcen zu hinterfragen.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Kirche wohin?

Ein real-utopischer Blick in die Zukunft

G. Greshake, Professor em. für Dogmatik und Ökumenische Theologie an der Universität Freiburg i. Br. und langjähriger Gastprofessor an der Gregoriana in Rom, leistet mit seinem Buch einen Beitrag zur Frage einer zukunftsfähigen Gestalt der Kirche in Deutschland. Ausgangspunkt ist eine von ihm festgestellte Haltung der Reaktion der „maßgeblichen kirchlichen Instanzen“ auf die aktuellen pastoralen Herausforderungen nach dem Prinzip: „Retten, was zu retten ist; halten, was zu halten ist!“ (10). Er vermisst eine in die Zukunft weisende erneuernde Perspektive, die er mit seinen Überlegungen vorlegen möchte. Eine solche speist sich für G. nicht primär aus vergangenen, sondern aus in der Gegenwart vorliegenden Ansätzen. Grundlegend für die Überlegungen ist so der Ansatz einer „real-utopischen Perspektive“, den G. in den Prolegomena (9–24) ausführt. Mit dem Begriff der „Real-Utopie“ soll eine „nur fiktionale und folgenlose Vision“ zurückgewiesen werden, ohne jedoch das Moment des Utopischen, das „auf einer unbedingt zu erneuernden Zukunft [insistiert], die noch nicht ist […] sich aber gleichwohl […] in gegenwärtigen […] Entwicklungen […] vorwegentwirft“ (16), aus dem Blick zu verlieren. In der realen Gegenwart gründende „Real-Utopien“ nehmen daher auf Tendenzen der Gegenwart Bezug und stellen Extrapolationen bisheriger Erfahrungswerte auf Zukunft hin dar: „Sie gründen in Realität und zielen auf Realität“ (24).

Auf diese methodischen Vorbemerkungen folgt in Kapitel II eine knapp skizzierte Analyse der heutigen kirchlichen Situation (25–86): G. nennt erstens das Ende der „Volkskirche“, die sich nach der „Konstantinischen Wende“ in Folge der zunehmenden Privilegierung klerikalisierte und überinstitutionalisierte und eine nicht selten entscheidungslose Kirchenzugehörigkeit förderte, und zweitens die Herausforderungen der säkularen und postsäkularen Gesellschaft, wobei er v. a. auf das „Projekt der Neuzeit“, die „Verwirklichung des je einmaligen Subjekts in seiner unableitbaren Freiheit“ (54) und die damit verbundene Pluralisierung aller Lebensbereiche, abhebt. In den Blick kommen dabei auch Säkularisierung und Phänomene neuer Religiosität. Abschließend beschreibt G. ein verengtes Glaubensverständnis, das sich vom biblischen Ausgangspunkt (nach K. Rahner „das ganz persönliche Setzen auf die liebende ‚Selbstmitteilung Gottes‘“ [73]) hin zu einem vorrangigen Für-wahr-Halten vorgegebener Inhalte entwickelte, welches sich zudem in einem „quasi-magischen“ Sakramentsverständnis äußerte. Insgesamt arbeitet G. so eine Negativfolie heraus, „die der zukünftigen Ekklesia fernliegen“ (84) sollte.

Von dort entwirft G. im Hauptteil des Buches (Kapitel III) miteinander vernetzte Grundlinien einer zukünftigen Kirchengestalt (87–230): eine Minderheitenkirche, eine Kirche der Laien und eine spirituelle Kirche in veränderter Sozialgestalt. Zunächst beleuchtet er dafür jedoch die sakramentale Dimension der Kirche als das in allem Wandel Bleibende (88–95). Das *Sakrament-Sein der Kirche*, nach *Lumen gentium* ihr Zeichen- und Werkzeug-Sein, gehört zu ihrem Wesen in allen Zeiten und Epochen: Sie bezeugt die absolute Liebe Gottes. Hieraus leiten sich konkret auch die Communio und Missio als zur Grundgestalt kirchlichen Lebens gehörend ab, wobei der Missionsauftrag als „entschiedenes Leben aus dem Glauben“ (94) gekennzeichnet wird.

Gisbert Greshake, Kirche wohin? Ein real-utopischer Blick in die Zukunft, Freiburg/Br.: Herder 2020, ISBN: 978-3-451-38637-4, 256 Seiten, € 24,-.

Als eine zweite Grundlinie sieht G. den zukünftigen *„Minderheiten-Status“* der Kirche: Da man nicht mehr durch Vererbung und Nachwuchs, sondern „kraft freier Entscheidung […] dem Evangelium Glauben schenkt und bewusst sein Leben darauf ausrichtet“ (96), wird dies „die Sache einer Minderheit sein“ (ebd.), ein Phänomen, auf das K. Rahner bereits 1959 hingewiesen hat, als er die Minderheiten-Situation der Kirche als „heilsgeschichtliches Muss“ bestimmte. Eine solche Minderheiten-Kirche zeichnet sich durch „klare Konturen“ (gemeint sind: das gemeinsame Bekenntnis des Glaubens, der den Zusammenhang von Gläubigkeit und Glaubensgehalt bewusst hält, die praktische christliche Verantwortung für die anderen und die Orientierung an der Heiligen Schrift) und „inneren Zusammenhalt“ aus. Hier kommt für G. zudem das Moment der Stellvertretung zum Tragen, das tief in die biblische Heilsgeschichte eingeschrieben ist (man denke nur an die von H. Schürmann begrifflich herausgearbeitete „Pro-Existenz“ Jesu). Der Stellvertreter macht nicht „den Job des anderen“, vielmehr vertritt er den anderen ganz persönlich und hat „keinen größeren Wunsch, als dass der andere, für den er eintritt, selbst einmal seine ihm zugedachte Stelle übernimmt“ (114). Damit übernehmen die Christen eine gewaltige Aufgabe: Die kleine Minderheit steht „stellvertretend für alle vor Gott und wirk[t] mit am guten Bestand dieser Welt“ (116).

Dies führt zur nächsten Grundlinie: dem „geistlicheren Anblick“ der Kirche der Zukunft, der geprägt sein wird von weniger Institution, weniger Geschäfts- und Machtpositionen, mehr personalem Zeugnis und vor allem, das berühmte Rahner-Wort („Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht mehr sein.“) aufnehmend, einem mystischen Charakter: „Der Einzelne (und die Gemeinschaft der Glaubenden) [müssen] mit dem Glauben selbst persönliche ‚Erfahrungen‘ machen“ (129). Diese mystische Dimension des Glaubens muss nach G. dringend neu entdeckt und neu vermittelt werden. Im Weiteren beschreibt er die entsprechenden Konsequenzen für eine „geistliche Seelsorge“, die aktuell durch ihre Orientierung an Effizienz, Quantität und Erfolg nach G. einen „praktischen Deismus“ (G. Bittner) offenlegt, für eine „geistlich gefeierte Liturgie“ (wider eine „Inflation des Verbalen“ [137], hin zu einer Feier, durch die die gefeierten Mysterien die Menschen wirklich innerlich ergreifen können), für die „Zukunft des Ordenslebens“ und für die „geistliche Ausübung des ‚geistlichen‘ Amtes“. Dessen spirituellen Auftrag sieht G. darin, „Menschen zur Gottes*erfahrung* zu führen“ (140), doch bestehe die Rollenunsicherheit vieler Priester eben darin, dass sie „nichts über die Erfahrung Gottes zu sagen“ (K. Rahner) haben.

Als vierte Grundlinie zeichnet G. eine „Kirche der Laien“, die er in die spannungsreiche Geschichte der Klerikalisierung des kirchlichen Lebens nach der Konstantinischen Wende bis ins 21. Jh. einordnet. Im Anschluss an das 2. Vatikanische Konzil betont er die ungleich größere und fundamentalere Einheit von Amtsträgern und Laien vor aller Differenzierung und sieht hier auch das gemeinsame Priestertum aller Getauften konkret verortet. Das sakramentale Amt, das „im Dienst des gemeinsamen Priestertums“ steht, bestimmt er als „*sakramentales Zeichen* […], das wesentlich von sich selbst *weg*-auf das Bezeichnete *hin*weist“ (163 f.). Insofern hält das Amt die Grunderkenntnis wach, „dass nur einer Herr der Kirche ist, […] Jesus Christus selbst“ (164). Damit verweist das Dienstamt von sich selbst weg, so dass „im Grunde jeder klerikalistische und triumphalistisch-hierarchische Thron […] umgestoßen“ (165 f.) ist. Doch gleichwohl obliegt für G. die „zeichenhafte ‚Christus-Repräsentanz‘“ dem Amt, auch wenn in der Kirche der Zukunft „hirtliches Handeln“ weitgehend von Laien übernommen werden wird (171). Das sakramentale Priesteramt wird in der künftigen Kirche „wieder im Vollsinn als *sacramentum* zu verstehen [sein]: Amt ist Vikariat für Christus, sakramentale, und das heißt: sich selbst zurücknehmende Vergegenwärtigung der Christus-Wirklichkeit an den Knotenpunkten kirchlichen Lebens. In diesem Sinne ist das Amtspriestertum ‚Dienst am gemeinsamen Priestertum‘, ‚eines der Mittel, durch die Christus seine Kirche unablässig aufbaut und leitet‘ (Weltkatechismus 1547)“ (172 f.). Die Kirche der Zukunft wird so eine entklerikalisierte Kirche sein, in der das sakramentale Amt zwar seine spezifische Bedeutung haben, das Erscheinungsbild der Kirche aber nicht mehr

„vorrangig bestimmen“ (173) wird.

Dies führt zur fünften Grundlinie, die sich den kirchlichen Sozialgestalten widmet: Im Gegensatz zu ihrem bleibenden sakramentalen Charakter finden sich jeweils unterschiedliche, der jeweiligen Zeit geschuldete und von ihr bestimmte Sozialgestalten der Kirche. In Zukunft werden diese v. a. unter den Bedingungen der Individualisierung gestaltet werden müssen, d. h. als Gemeinschaftsformen, die die Freiheit nicht einschränken, sondern zur Geltung bringen. Konkret resultiert daraus für G. eine negative Bewertung der Bemühungen zahlreicher Diözesen, neue und größere pastorale Einheiten zu schaffen. Stattdessen kommt für G. folgende Mischung in den Blick: a) so genannte „Ortsgemeinden“, die von Christen gebildet werden, „die, gemeinsam in einem näheren Umfeld wohnend, sich zum regelmäßigen Gotteslob, zum gemeinsamen Glaubensaustausch und caritativen Dienst versammeln“ (208), b) „geistliche Zentren“, worunter „größere seelsorgliche Räume [verstanden werden], welche sich auf das gemeinschaftliche geistliche Leben des Glaubens konzentrieren und in ihrer geographisch größeren Dimension die […] Ortsgemeinden weit überspannen“ (210), und c) „Gemeinschaften in einer fluid church“, die „keine verbindliche Zugehörigkeit und erst recht keine feste Mitgliedschaft fordern“ (213). Den Abschluss des Buches bildet ein Appell, „ohne Angst und Furcht vor dem Unbekannten und im Vertrauen auf Gottes Treue […] den Aufbruch“ zu wagen (233).

Greshakes Ausgangspunkt – das Fehlen von in die Zukunft weisenden Perspektiven und eine Haltung der Reaktion der „maßgeblichen kirchlichen Instanzen“ (10) – ist jedoch zu hinterfragen. An vielen Stellen finden sich zukunftsweisende Ansätze und qualitätsvolle Neuaufbrüche, um nicht zuletzt die von G. aufgezeigten Grundlinien Wirklichkeit werden zu lassen. Gerade seine real-utopische Methode, die auf bereits in der Gegenwart vorliegenden Ansätzen aufbaut, macht dies deutlich. Der dennoch lesenswerte Entwurf einer Zukunft der Kirche entwickelt seine Stärke in den grundsätzlichen, v. a. systematisch-theologischen Überlegungen. So verwundert es auch nicht, dass G.s Ansatz stark von K. Rahners pastoraltheologischen Überlegungen geprägt ist. Die Analyse, die eine Verarmung der *mystischen* Dimension des Glaubens in Vergangenheit und Gegenwart offenlegt, führt auf die zentrale Spur des Entwurfes: „Nur die Revitalisierung des Glaubens im ursprünglichen und vollen biblischen Sinn schenkt der Kirche neue Zukunft“ (83). Gerade dieser mystische Ansatz scheint die Zukunftsfähigkeit der Kirche zu bestimmen.

Manche Aspekte der Grundlinien sind jedoch zu problematisieren, was G. z. T. auch selber tut: In welchem Verhältnis steht eine Minderheitenkirche zu einem „Elite-Christentum“? G. will die „kleine Herde“ nicht „zu einem Wert an sich oder gar zum Ziel“ hochstilisieren, sondern die „Frage des Quantum völlig in die Hände Gottes“ legen „und damit ihre Bedeutung für uns“ entmachten (99). Er sieht die Kirche als Minderheit „keineswegs [als] eine perfekte Gemeinschaft von vorbildlichen Christen“, sondern als ein „hybrides Mischgebilde“ (M. N. Ebertz). Damit zeigt G. zwar an, wie sich eine Minderheitenkirche konkret von einer Kirche des „heiligen Rests“ unterscheiden müsste; es wird hier jedoch auch eine Grundschwierigkeit des Ansatzes der „Real-Utopie“ deutlich: Es wird weniger angezeigt, „was sein *wird*, als was sein *sollte, könnte, müsste*“. Bei der Frage nach dem geistlicheren Anblick der Kirche der Zukunft gesteht G. auch offen und ehrlich, dass seine real-utopische Methode hier „versagt“ (157).

Und so verwundert es nicht, dass vor allem an den Stellen Fragen aufkommen, an denen die Überlegungen konkreter werden. Einige im Buch geführte Debatten hinken der pastoraltheologischen Diskussion hinterher, so z. B. die Frage des weltkirchlichen Lernens im Blick auf das Bistum Poitiers und so genannte „Kleine Christliche Gemeinschaften“ (KCGs) (175). Extrapolationen, wie z. B. „Laien können und werden in Zukunft immer mehr Gemeinden leiten“ (174), sind bereits an vielen Orten Realität, auch wenn das „immer mehr“ sicher korrekt sein dürfte.

Der Blick auf die Sozialgestalten ist ernüchternd: Die aufgeworfenen Modelle (Ortsgemeinden, geistliche Zentren, *fluid church*) werden nur knapp behandelt. Innovative Entwicklungen wie die „Fresh Expressions of Church“, Gründerschulungen etc. werden nicht erwähnt. Nordamerikanische Pfarreierneuerungsprogramme (z. B. „Divine Renovation“ und „Rebuild“) werden nicht problematisiert. Im Blick auf die „Gemeinschaften in einer fluid church“ vermisst man die Beschäftigung mit den Beiträgen von Peter Ward („Liquid Church“) und Zygmunt Bauman („Liquid Modernity“). Die Aufnahme aktueller pastoraltheologischer Debatten ist keine Stärke des Entwurfs. Diese liegt eher bei den besagten grundsätzlichen Überlegungen. Erfrischend ist, dass G. eine Lanze für die Sinnhaftigkeit des Zölibats bricht, auch wenn er davon ausgeht, dass es auch in der westlichen Tradition in Zukunft verheiratete Priester geben wird (vgl. den Exkurs zum Zölibat [180–182]). Die Frage der Frauenordination sieht G. „fast exklusiv [in] westlichen Industrieländern“ (183) virulent und in der Sache beantwortet: Nach den entsprechenden lehramtlichen Aussagen wird das sakramentale Dienstamt weiterhin Männern vorbehalten bleiben. Unabhängig von der Frage, ob dieser Themenkomplex allein ein Thema westlicher Industrieländer ist, kann sicher gesagt werden, dass er in unseren Breiten vehementer als andernorts diskutiert wird. Dies zeigen nicht zuletzt unterschiedliche bischöfliche Positionen, die die Debatte über die Weihe von Frauen in der katholischen Kirche als „für nicht abgeschlossen“ oder „außerhalb der Lehre der Kirche“ bezeichnen.

G. versucht darüber hinaus, das kirchliche Amt nicht als „eine Instanz, welche als *Machtfaktor* die Kirche leitet und prägt“ (188), zu verstehen. Er will so die Frage nach dem Frauenpriestertum von der Frage nach der Macht in der Kirche lösen. Die realen Diskrepanzen zwischen vielfältigen Erfahrungen eines klerikalen Machtanspruchs und dem in der Sache von sich selbst weg verweisenden Amt werden allerdings nicht ausreichend problematisiert. Analog ist angesichts der kirchlichen Krisenerfahrungen und des erschütternden Missbrauchsskandals zu fragen, ob die Machtfrage im Blick auf das kirchliche Amt von G. nicht doch unterschätzt wird.

Insgesamt sind die hier vorgelegten Grundlinien, die eine Minderheitenkirche, eine Kirche der Laien und eine spirituelle Kirche in veränderter Sozialgestalt extrapolieren, jedoch treffend: G. plädiert für eine Abkehr von der Frage gesellschaftlicher Bedeutsamkeit der Kirche und von der Machtfixierung und stellt von der Sakramentalität der Kirche her die Frage, „inwiefern […] dieses konzernartige Gebilde Kirche *Zeichen* für die unbegreifliche Liebe Gottes zur Welt, *Zeichen* auch für die Gemeinschaft von Gott und Mensch sowie der Menschen untereinander“ (121) sein kann. Also die Grundfrage: Warum und wozu Kirche? G.s mit Gewinn zu lesender Antwortentwurf ist bedeutsam, auch wenn vieles nicht neu ist. Die Perspektive einer „höchst farbigen, vielfältigen, keineswegs auf einen Nenner und in eine uniforme Ordnung zu bringenden“ (216) Kirche der Zukunft führt geradewegs zur mystischen Dimension des Glaubens, die dringend neu entdeckt und neu vermittelt werden muss, so dass der „Einzelne (und die Gemeinschaft der Glaubenden) mit dem Glauben selbst persönliche ‚Erfahrungen‘ machen“ (129) kann.

Markus-Liborius Hermann

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Weltverbesserung im Kleinen

Ein Lesebuch für gutes Zusammenleben

Mit 152 Seiten ist das ein kleines Buch. Es ist keine große, erst recht keine wissenschaftliche Abhandlung. Vielmehr ist die Selbstbezeichnung als „Lesebuch“ recht treffend: In einer Art „Plauderton“ behandeln die kurzen Kapitel verschiedene Aspekte rund um das Thema „Weltverbesserung im Kleinen“.

Damit ist Engagement insbesondere im sozialen Nahraum gemeint. Es geht also um Ehrenamt, bürgerschaftliche Initiativen, soziale Aktionen, aber auch um Nachbarschaftshilfe. Der Band möchte „möglichst vielen unterschiedlichen Engagier-Willigen, Engagierten, und Engagement-ErmöglicherInnen unterschiedliche Anstöße geben – die Leserin und der Leser werden womöglich (und hoffentlich) ganz unterschiedliche Aspekte als die für sie wichtigen und relevanten erkennen und nutzen können“ (19).

Hinter dem Buch steht das ifz, das Internationale Forschungszentrum für soziale und ethische Fragen mit Sitz in Salzburg. Und hinter dem Buch stehen Erfahrungen und Reflexionen aus dem Sozialfestival „Tu was, dann tut sich was.“, das vom ifz zwischen 2011 und 2016 viermal in verschiedenen Regionen Österreichs veranstaltet wurde. Zudem präsentiert der Band viele hilfreiche Gedanken und Beispiele aus Literatur und Internet.

Das Buch ist vielleicht mehr für EinsteigerInnen in das Themenfeld Engagement interessant, wenn dort Aspekte wie lokales Wissen, Partizipation, Kooperation, Aktivierung, Zielgruppenorientierung etc. durchgegangen werden. Doch auch Erfahrenere können sich von den Beispielen und Überlegungen anregen lassen und entdecken das ein oder andere, das sie weiterführt. Der Rezensent fand z. B. die Kapitel zum Umgang mit Fehlern und Fehlerhaftigkeit sowie mit Konflikten spannend. Zudem punktet das Buch damit, dass es am Ende jedes Kapitels die dort thematisierte Literatur (Print und online) nennt (und noch einmal gesammelt und auf Online-Verfügbarkeit geprüft am Ende des Werkes) – da ist für jeden und jede etwas zum Weiterlesen dabei.

Insgesamt ist der Band weniger ein Anleitungsbuch, auch wenn er durchaus praxisgeerdet ist, sondern vor allem ein Anregungsbuch. In diesem Sinne ist ihm eine gute Wirksamkeit zu wünschen, auch im kirchlichen Bereich.

Martin Hochholzer

ifz Salzburg, Weltverbesserung im Kleinen. Ein Lesebuch für gutes Zusammenleben. Von Elisabeth Kapferer, mit Unterstützung von Isabell Gstach, Susanne Katzlberger, Elisabeth Kocher und Clemens Sedmak, Wien: mandelbaum verlag 2019, ISBN: 978-3-85476-584-4, 152 Seiten, € 12,90.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

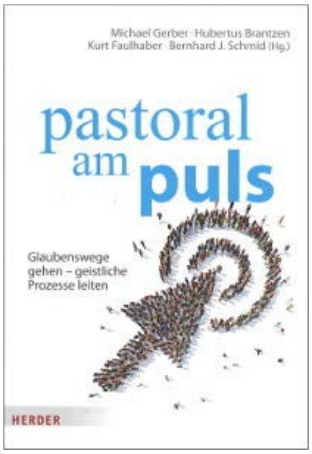
Pastoral am Puls

Glaubenswege gehen – geistliche Prozesse leiten

In vielen Bistümern wird betont, die derzeitigen Prozesse der pastoralen Veränderung oder Neuorientierung müssten als „geistliche Prozesse“ gestaltet werden. Oft gewinnt man dann jedoch den Eindruck, dass zuerst die strukturelle Pfarreienentwicklung im Vordergrund steht, die sich auf die Umschreibung von Territorien, auf Zuweisung von Personal, Finanzmitteln und Immobilien bezieht. Die dahinterstehende „Kirchenentwicklung“, also die Frage, wie sich denn die kirchliche Sendung im konkreten sozialen Raum erneuern kann und welche Haltungen, Kirchenbilder und welches *mindset* dazu notwendig sind, wird weniger thematisiert.

Mit dem vorliegenden Band machen die Herausgeber in kurzen Texten die Theoriebildung und Erfahrungen der Schönstatt-Bewegung aus dem Prozess „Pastoral am Puls“ für eine größere Öffentlichkeit publik. Es geht ihnen gemeinsam mit dem Blick auf die Organisationswirklichkeit von Kirche und auf einen lebendigen, erwachsenen und erfahrungsbezogenen Glauben um eine Antwort auf die Frage: „Wohin führt uns Gott? […] Eine gute Antwort, ein guter Weg wächst aus den Erfahrungen der Gläubigen an der Basis. Diese sind nämlich nicht zuerst Empfänger von Empfehlungen oder Vorgaben, sondern die eigentlichen Akteure, die sich vor Ort am besten auskennen und neue Wege gehen. Von dorther wächst das Gesamtbild von Kirche zusammen“ (9).

So sinnvoll und partizipativ diese Einsicht ist, so legitim ist eine gewisse Skepsis, die angebracht scheint angesichts der weithin wahrgenommenen Versuche nach Bestandswahrung des Althergebrachten und Üblichen und des Beharrungsvermögens, das sich gerade in den lokalen traditionellen Gemeindevorstellungen findet. Das Buch versucht, zwischen den beiden Extrempolen Spiritualismus und Machertum (11), die die Herausgeber als Gefahr empfinden, einen Mittelweg zu gehen. Dabei werden vielfältige und kurzweilige Perspektiven, Bausteine, Verständnishilfen, Haltungen und Einzelaspekte einer „Pastoral am Puls“ entfaltet. Doch worum geht’s bei diesem Label? Pastoral am Puls ist weniger eine Theorie als vielmehr ein zu entwickelnder Weg oder ein Projekt im Laufen. Es gibt eine begleitende Website. Im Kern geht es darum, dass Gott mit den Menschen und darunter den Christen Geschichte schreibt. Meine Geschichte, unsere Geschichte wird in mystagogischer Weise als Geschichte Gottes mit mir/uns gedeutet. Es geht um einen Mehrwert an Leben, eine tiefere und hintergründigere Schau von Ereignissen (15), die als Erfahrungen mit Deutungen erzählt und geteilt werden können. Eine „Pastorale Schriftrolle“, die heute die Apostelgeschichte als Geschichte Gottes mit seinem Volk weiterschreiben will, ist die praktische Umsetzung dieses Weges. Wichtig ist nicht: Was ist gewesen (die reinen Datenfakten)? Sondern vielmehr: Was ist gewachsen, was ist bewegt worden? Der Ansatz ist also weniger an *output* als an *outcome* orientiert, an dem, was an Resonanz oder Wirkung entsteht, wo etwas wächst und zum Leben kommen will. Die „Pastoral am Puls“ geht davon aus, dass ein lebendiger Glaube an Gottes Handeln von Mensch zu Mensch übertragen werden kann, eine Ansteckung oder ein gegenseitiges Lernen am Zeugnis des jeweils anderen möglich ist. Für die Deutung des Gewesenen ist dann wichtig: Wo können größere Zusammenhänge entdeckt werden, wo hat sich eine Tür geöffnet, wo ist neues Leben gewachsen, wo sind neue



Gerber, Michael/Brantzen, Hubertus/Faulhaber, Kurt/Schmid, Bernhard J. (Hg), Pastoral am Puls. Glaubenswege gehen – geistliche Prozesse leiten, Freiburg: Herder 2019, ISBN: 978-3-451-38558-2, € 20,00.

Verbindungen, neue Gemeinschaft entstanden? Wo sind auch Blockaden und Widerstände, wo ist etwas im Herzen angerührt worden? Dies kann in der Schriftrolle mit entsprechenden Symbolen markiert werden. Allerdings ist dies mehr als eine Methode, es versteht sich als Kirchenentwicklung, als „eine Kommunikation, die Herzen prägt".

In den reflexiven Teilen des Buches findet sich die breite Themenpalette derzeitiger pastoraltheologischer Diskussionsthemen als Zukunftsperspektiven einer „Pastoral am Puls": pastorale Veränderung, neue Gestalt der Kirche, ein neuer Leitungsstil, Kirche als Erfahrungsraum gelebter Hoffnung, Gemeindebildung aus kleinen Organismen. Nicht ganz neu und auch ein wenig holzschnittartig kommen die vier Grundtypen für die zukünftige Zugehörigkeit zur Kirche daher, wie die Autoren sie beschreiben: hohe Verbindlichkeit, Zugehörigkeit in Freiheit, Zugehörigkeit als eigenständige Persönlichkeiten, Sympathisanten.

Das Buch bietet praktische Anweisungen zum Umgang mit der Schriftrolle, Ablaufvorschläge für Klausuren und Gesprächsrunden, verweist auf die Bedeutung des Erzählens erfahrener Geschichten *(storytelling)*. Die praktischen Vorschläge werden gespiegelt in theologischen Reflexionen, z. B. dazu, wie Gott handelt.

Zentral an der „Pastoral am Puls" ist das Anteilgeben an den Erfahrungen des Lebens und deren gläubiger Deutung. Auswirkungen sind nach den Autoren ein neuer Typ von Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die in eine echte Beziehung mit den Menschen treten, Netzwerker, die Glaubens- und Lebenserfahrung zur Sprache bringen, mit Freude und ohne innere Müdigkeit. Gastbeiträge thematisieren verwandte Themenbereiche wie geistliche Unterscheidung, lokale Kirchenentwicklung und Ökumene der Sendung.

Die mit den aktuellen Diskursen um Pastoral befasste Leserin gewinnt den Eindruck: Es ist irgendwie alles drin. Ein Florilegium von kurzen, gut lesbaren Texten kommt in einer guten Mischung von Praxisorientierung und Reflexion positiv daher und versucht, eine geistliche Schneise zu schlagen. Die „Pastoral am Puls" kann wahrscheinlich zur Resilienz beitragen, gleichzeitig bleiben die derzeit problematischen Erfahrungen in Kirche irgendwie ungenannt oder außen vor: die wahrgenommene Vergeblichkeit vieler pastoraler Initiativen, das Antizeugnis des geistlichen, sexualisierten und Machtmissbrauchs, die aufreibenden Deutungskonflikte, welche die unterschiedlichen Welt- und Kirchenbilder mit sich bringen, die tatsächlichen Erfahrungen von geistlicher Leere und Hohlheit, die Erosionen von Relevanz und Resonanz christlichen Glaubens und kirchlichen Lebens.

Es bleibt offen, wie diese komplexen und ambivalenten Erfahrungen in der „Pastoral am Puls" aufgenommen werden können und es nicht zu einem abgeschotteten „Schweben auf Wolke sieben" kommt.

Hubertus Schönemann

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

←

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

In Gottes Wahrheit leben

Religiöse Kriegsdienstverweigerer im Zweiten Weltkrieg

Helmut Kurz (unter Mitwirkung von Helmut Donat), In Gottes Wahrheit leben. Religiöse Kriegsdienstverweigerer im Zweiten Weltkrieg. Herausgegeben von der Internationalen katholischen Friedensbewegung pax christi, Deutsche Sektion e.V., sowie von pax christi, Diözesanverband Rottenburg-Stuttgart, Bremen: Donat 2021, ISBN: 978-3-943425-98-7, 319 Seiten, € 18,00.

Das von pax christi herausgegebene Buch ist – zuerst durch die christlichen Zeugnisse der Kriegsdienstverweigerer – ein Glaubensbuch im besten Sinne des Wortes. Es ist sodann ein Gedenkbuch, das an Namen und Lebensgeschichten von 22 nach Gerichtsurteilen ermordeten Kriegsdienstverweigerern erinnert. Es ist ein Buch mit pädagogischen Absichten, weil es letztlich persönliche Schicksale und Lebensgeschichten einzelner Menschen sind, die unser Interesse an historischen Themen und unser Mitgefühl ansprechen. Und es ist schließlich ein hochpolitisches Buch, denn „Verweigerer stärken den Mut zu eigenständigem Handeln, […] mahnen zur Wachsamkeit gegen neue Kriegspläne“ und „zeigen Wege einer künftigen Friedensordnung auf“ (280).

Ein erster Teil skizziert in vier Kapiteln kurz und prägnant den Kontext von Kriegsdienstverweigerung im „Dritten Reich“: So wird in Hitlers Kriegspläne und seinen Hass auf Verweigerer, in die NS-Militärjustiz, in religiöse Positionen zu Krieg und Kriegsdienstverweigerung im Dritten Reich und in das Thema „Widerstand und Verweigerung“ eingeführt. Anknüpfend an die nicht sehr umfangreiche frühere Literatur zum Thema der Kriegsdienstverweigerung hat Helmut Kurz eine ganze Reihe bislang unbekannter Verweigerer ausfindig machen können. Im zweiten, dem Hauptteil des Buches, zeichnet er 22 Lebensbilder von religiösen Verweigerern des Kriegsdienstes aus dem zweiten Weltkrieg einfühlsam nach. Dazu gehören jeweils eine Darstellung der Lebensgeschichte und der Abdruck von Briefen sowie weiteren Dokumenten. Der Schwerpunkt der Darstellungen liegt bei katholischen Kriegsdienstverweigerern. Daneben werden die Lebensgeschichten von zwei Zeugen Jehovas (etwa 80 % der Kriegsdienstverweigerer waren Zeugen Jehovas), einem Baptisten, einem Mitglied der Siebenten-Tags-Adventisten-Reformationsbewegung und drei evangelischen Kriegsdienstverweigerern exemplarisch beschrieben und dokumentiert. Helmut Kurz gelingt es, in diesen sehr einfühlsamen Porträts die Geschichte(n) der 22 Männer, ihre verschiedenen Herkünfte und unterschiedlichen Prägungen sowie die jeweiligen Begründungen ihrer Verweigerung lebendig werden zu lassen, was immer wieder die Frage herausfordert: Wie hätte ich mich verhalten? Wie hätte ich meinen Glauben gelebt? Was kann ich heute tun und wie begründe ich meine eigenen Positionen zu Krieg und Frieden? In einem dritten Teil zeichnet der Verfasser zunächst Grundzüge einer veränderten Sicht der Kriegsdienstverweigerer in der deutschen – juristischen und politischen – Nachkriegsgeschichte ebenso nach wie die dabei begegnenden furchtbaren juristischen Kontinuitäten zwischen „Drittem Reich“ und der „Bundesrepublik Deutschland“. Es folgen kurze Hinweise auf Impulse aus der evangelischen Kirche auf dem Weg zum gerechten Frieden und auf Aufbrüche in der katholischen Kirche. Das Buch schließt mit einem – für mich als evangelischen Theologen spannenden – Kapitel zu Kriegsdienstverweigerern als Märtyrern und Seligen einer ökumenischen Christenheit – spannend deshalb, weil Kurz hier die Bedeutung der katholischen Volksfrömmigkeit mit ihrer Verehrung der Heiligen und Seligen jenseits kirchenamtlicher Verkündigung und theologischer Reflexion gerade hinsichtlich des Gedenkens auch an die Kriegsdienstverweigerer verdeutlicht und mit Ottmar Fuchs zeigt, dass in der Volksfrömmigkeit nicht selten gerettet wurde, was in der offiziellen Verkündigung und

Reflexion dem Volk vorenthalten wurde: „So kämpft die Volksfrömmigkeit immer gegen die Abstrahierung Gottes von ihrem Leben und gegen die Rationalisierung Gottes weg von ihren Gefühlen“ (267 f.). So gewinnt die Begegnung mit Vorbildern Traditionen der Volksfrömmigkeit noch einmal einen ganz anderen und besonderen Wert ab.

Helmut Kurz ist ein Geschichtsbuch mit Geschichten gelungen, dem weite Verbreitung nicht lediglich in der Jugendarbeit unserer Kirchen und christlichen Gemeinden und Gruppen zu wünschen ist. Dazu trägt nicht zuletzt der Schreibstil des Autors bei, der in einfacher Sprache Genauigkeit und Einfühlung zu verknüpfen weiß und so Kopf und Herz in gleicher Weise anzusprechen versteht.

Der Rezensent, Dr. Gottfried Orth, ist emeritierter Professor am Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik an der TU Braunschweig.

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

3 | 2020

Ausgabe 3 | 2020

Editorial

Zukunft des Christentums

Transformationsforschung: Sinnstiftende Erzählungen für das Christentum

In Zukunft Elite

„Was nun, Herr Bischof?“

Warum das Evangelium im Zeitalter der Wissensarbeit eine neue Chance bekommt

Jenseits von Wirtschaft und Politik

Universalethik und das Evangelium

Die Mystische Kirche

Megatrends und die Zukunft der Kirche

Zum Verhältnis von Zukunft und Christentum

Option für die Suchenden als Impuls für eine (Großstadt-)Pastoral der Zukunft

„Räume des Glaubens eröffnen“

Denken und Erfahren und Handeln und Feiern – geht das zusammen?

Aktuelles Projekt

Weihnachten 2020: Ideen, Projekte und Anregungen zur Gestaltung der Advents- und Weihnachtszeit

Aktuelle Studie

Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse

Kirche entwickelt sich

Wenn die Kirche im Dorf laufen lernt

Termine & Berichte

Tell me more – auch per Video

Kirchen und nachhaltiger Tourismus

Rezensionen

Kirche wohin?

Weltverbesserung im Kleinen

Pastoral am Puls

In Gottes Wahrheit leben

Zu dieser Ausgabe

Zu dieser Ausgabe

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel3-2020_3

Bildnachweis Titelbild:

hpgruesen/pixabay.com – vereinfachte Pixabay-Lizenz

Download der gesamten Ausgabe als PDF

εὐangel | magazin für missionarische pastoral

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:
Dr. Ralph Poirel (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:
Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:
© 2010–2020 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1/2013:
Angelika Kamlage, http://www.leidenschaften-leben.de

Titelbild Ausgabe 2/2013:
Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3/2013:
Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2/2014:
© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2015:
Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2015:
AnnaER / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2015:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2016:
© Rawpixel.com / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 2/2016:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2016:
NASA

Titelbild Ausgabe 1/2017:
Pieter Bruegel der Ältere [Public domain], via Wikimedia Commons

Titelbild Ausgabe 2/2017:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2017:
OpenClipart-Vectors / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2018:
ElasticComputeFarm / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2018:
auntmasako / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2018:
walkerud97 / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2019:
Pexels / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2019:
Simedblack / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2019:
geralt / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2020:
Thomas Milz, Adveniat

Titelbild Ausgabe 2/2020:
Prawny / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2020:
hpgruesen / pixabay.com, public domain (CC0)

Gestaltung

Georgy · Büchner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann
www.yellowlabel.de